

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: [digibib.ub@uni-rostock.de](mailto:digibib.ub@uni-rostock.de) .

Das PDF wurde erstellt am: 14.03.2025, 10:24 Uhr.

---

Paul Friedrich Kaeding

## **Ein Handwerkerleben in Mecklenburg : die Autobiographie des Paul Friedrich Kaeding**

Rostock: Wossidlo-Archiv, 1998

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1891241672>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

**Ein Handwerkerleben  
in Mecklenburg**

**Die Autobiographie  
des Paul Friedrich Kaeding**

**Bearbeitet und herausgegeben von**

**Siegfried Neumann**

**Rostock  
Wossidlo-Archiv**

Siegfried Neumann (Hrsg.)

Ein Handwerkerleben  
in Mecklenburg

Die Autobiographie  
des Paul Friedrich Kaeding

Wossidlo-Archiv  
Institut für Volkskunde  
in Mecklenburg-Vorpommern

Kleine Schriften

Herausgegeben von  
Siegfried Neumann

Heft 6

© Copyright 1998 by  
Wossidlo-Archiv  
D 18055 Rostock  
Thomas-Mann-Str. 6

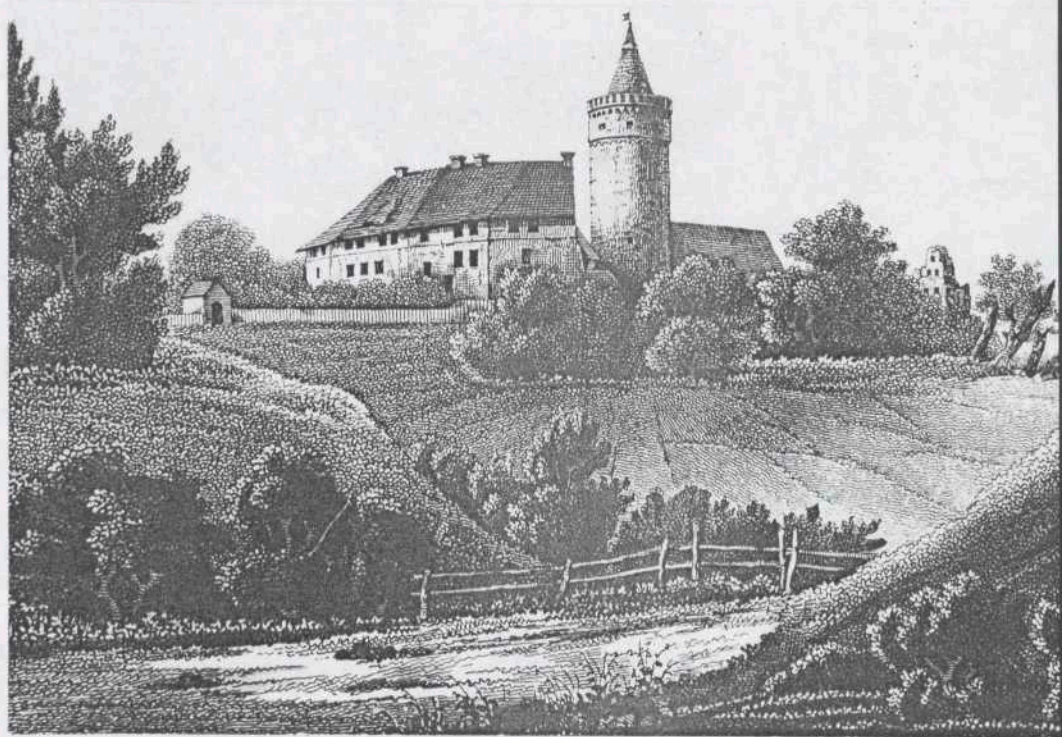
# **Ein Handwerkerleben in Mecklenburg**

**Die Autobiographie  
des Paul Friedrich Kaeding**

**Bearbeitet und herausgegeben von**

**Siegfried Neumann**

**Rostock  
Wossidlo-Archiv  
1998**



Die Burg Stargard um 1840

(nach G. C. F. Lisch: Mecklenburg in Bildern. Rostock 1842-1845)

## Inhalt

- Vorbemerkung (von Siegfried Neumann) 7
- Freud und Leid eines Handwerkers. Die Lebenserinnerungen des  
Stellmachers Paul Friedrich Kaeding aus Burg Stargard 9
1. Kindheit und Jugend 9
    - Erste Erinnerungen 9
    - Kindheitserleben 10
    - Schulverhältnisse 12
    - Besondere Erlebnisse 14
    - Stargarder Märkte 15
  2. Lehrzeit und Wanderjahre 16
    - In der Lehre 16
    - Auf Wanderschaft in Mecklenburg 17
    - Ein Jahr zu Hause 21
    - Wieder in der Fremde 22
    - Die Zeit im Harz 24
  3. Gesellenjahre in der Heimat 27
    - Zeit des Wandels 27
    - Vereinsleben und Liebeskummer 29
    - Lehrtätigkeit an der Gewerbeschule 31
    - Anerkennung und Enttäuschung 32
  4. Verschiedene Reisen 33
    - Mit dem Flottenverein nach Skandinavien 33
    - Zum Deutschen Turnfest nach Frankfurt am Main 34
    - Zur Weltausstellung nach Brüssel 35
    - Zur Tagung des Flottenvereins nach Warnemünde 37
  5. Erlebnisse daheim 38
    - Besuch aus Amerika 38
    - Eine Sedanfeier und ihre Folgen 39
    - Die Amerikareise der Braut 39
    - Meisterprüfung und Heirat 40
    - Mutters Tod 40

6. Der Erste Weltkrieg und die Nachkriegsjahre	42
Kriegsbeginn	42
Meine Kinder	42
Kriegssorgen	43
Nachkriegszeit und Politik	44
Vereinswesen	45
Die Inflation	46
Begegnungen mit Richard Wossidlo	47
Im Dienste des Handwerks	48
Eine Reise durch Schlesien	49
Häusliche Probleme	50
Nach Bayern und Österreich	51
Wossidlos "Buern-Hochtiet"	52
7. Meine Söhne	52
Hans	52
Eberhard	53
Friedrich	54
8. Die Hitlerzeit	54
Wirtschaftsprobleme und Heimatfeste	54
Der Zeite Weltkrieg und das Flüchtlingselend	55
Die Russen	57
9. Die Nachkriegsjahre	58
Neuanfang und Krankheit	58
Zu Besuch in Aurich	59
Die Chronik von Stargard	60
Verwitwet	60
Ein Rückblick	62
Die Siebenhundertjahrfeier	64
Nachwort (von Siegfried Neumann)	65
Frühe Forschungsansätze	65
Die Bekanntschaft mit Herrn Kaeding	68
Die Autobiographie und ihr Gehalt	69
Mentalitätsgeschichtliche Aspekte	74
Zu dieser Ausgabe	76

## Vorbemerkung

Gedruckte Lebenserinnerungen "einfacher Leute" aus Mecklenburg (wie das unlängst erschienene Heft "Dei oll Glaser ut Rühn" von Bernhard Dücker<sup>1</sup>) sind eine Rarität. Das hat seine Gründe. Bei meinen volkskundlichen Recherchen im Lande meinten die Befragten zwar oft, sie hätten so viel erlebt, da könne man ganze Bücher von schreiben. Doch hatte bisher noch keiner von ihnen zur Feder gegriffen, um das Erinnerte festzuhalten - und hat es wohl auch später nicht getan. Bat man sie darum, doch einiges aus ihrem Leben zu erzählen, dann zeigten sie sich entweder sehr zurückhaltend oder teilten nur recht zusammenhanglos das eine oder andere Detail mit.

Das mochte zum Teil damit zusammenhängen, daß in der DDR viele Themenbereiche des öffentlichen Lebens politisch tabuisiert waren, so daß man sie einem Fremden gegenüber nicht gern berührte. Schließlich wollte sich niemand durch ein unüberlegtes Wort vor den falschen Ohren Ärger einhandeln. Aber zum Teil fürchtete man wohl auch generell, etwas von sich preiszugeben, was kein anderer zu wissen brauchte. Wenn sich - wie ich hörte - doch jemand dazu aufraffte, seine Erinnerungen niederzuschreiben, dann tat er es in der Stille, um Erlebtes noch einmal selbst nachzuempfinden oder um es an Kinder und Enkel weiter zu vermitteln, denn die sollten doch wissen, "wie es früher war".

Zu dieser Art notierter Lebenserinnerungen gehört die im folgenden publizierte Autobiographie aus den späten fünfziger Jahren - eine sehr bewußte Selbstdarstellung (ohne erkennbare Selbstzensur), die zunächst ebenfalls nur für die Familie bestimmt war. So wurde das Manuskript mir auch nur durch einen Zufall bekannt. Doch als Herr Kaeding es mir in einer Abschrift übergab, geschah das gegen das ausdrückliche Versprechen, es nach Möglichkeit zu veröffentlichen (vgl. das Nachwort).

Beim Lesen stellte sich freilich bald heraus, daß diese Gelegenheit sich unter den gesellschaftlichen Verhältnissen in der DDR kaum ergeben würde. Dazu wurden in der Darstellung zu viele politische Tabus verletzt. So war ich froh, daß Herr Kaeding in seinem hohen Alter nicht ungeduldig nachfragte.

Nach der "Wende" stand zu erwarten, daß mehrere brisante, bisher mehr oder minder "versteckte" Lebensberichte dieser Art ans Licht

---

<sup>1</sup>Bernhard Dücker: Dei oll' Glaser ut Rühn. Autobiographie. Bützow 1997.

kommen würden. Aber entweder hat es solche Aufzeichnungen nur höchst selten gegeben, oder sie sind bei der folgenden Generation in Vergessenheit geraten. Nicht zufällig wußten auch die befragten Enkel Kaedings nichts mehr von einer handschriftlichen Autobiographie ihres Großvaters. Deren Vervielfältigung durch den Druck, der ihnen seine Lebenserinnerungen - leicht lesbar - wieder zugänglich macht, ist daher auch in ihrem Sinne.

Die Mini-Auflage wendet sich an keine breite Leserschaft, die wohl mehr an "Ausschmückung" erwartet, sondern an den Kreis jener wissenschaftlich Interessierten, die sich mit autobiographischem Schrifttum, mit dem Problemkreis Handwerk oder mit der Geschichte Burg Stargards beschäftigen.

Der gedrängte Bericht Kaedings vermittelt eine Fülle biographischer Informationen über ein nicht alltägliches Handwerkerleben, skizziert die wirtschaftliche und kulturelle Situation im mecklenburgischen Handwerk vom späten 19. Jahrhundert bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und gestattet tiefe Einblicke in die geistige Welt des hiesigen Kleinbürgertums zu dieser Zeit (vgl. das Nachwort). So ist die Veröffentlichung dieser Autobiographie nicht nur die späte Einlösung eines Versprechens, sondern liefert auch einen Beitrag zur Mentalitätsgeschichte in Mecklenburg, wie er in dieser Form und Authentizität höchst selten ist. Es ist zudem der erste gedruckte Lebensbericht aus Mecklenburg, der aus der beschriebenen Zeit heraus und nicht - wie die Autobiographie von Dücker<sup>2</sup> - im Rückblick nach der "Wende" entstanden ist.

Rostock, im Oktober 1998

Siegfried Neumann

---

<sup>2</sup> Siehe Anm. 1. Vgl. auch Liselot Huchthausen: Jugend in Rostock 1927-1945. Kückenshagen 1994; dies.: Alltag in der DDR 1945-1975. Kückenshagen 1998. Die nach der "Wende" niedergeschriebenen Lebenserinnerungen der ehemaligen Professorin sind zudem literarisch geformt.

# Freud und Leid eines Handwerkers

## Die Lebenserinnerungen des Stellmachers Paul Friedrich Kaeding aus Burg Stargard

### 1. Kindheit und Jugend

#### Erste Erinnerungen

Als zweites Kind einer Handwerkerfamilie bin ich am Dienstag, den 4. Oktober 1877, hier in Stargard zur Welt gekommen. Ob es stimmt, daß ich in aller Frühe und unter günstigem Stern geboren bin, kann ich nicht genau sagen, wenn ich auch selbst dabei gewesen bin. Doch alles ist zu lange her, und das Köpfchen funktionierte damals noch nicht so.

Ein Frühaufsteher war ich von frühester Jugend an. Dies habe ich meiner Großmutter zu verdanken. Ich schlief mit ihr in einer Kammer. So mußte ich gehorchen. Im Sommer mußte ich um fünf Uhr raus und im Winter gegen sechs Uhr. Wenn ich nicht gleich wach wurde, so half sie mit ein paar Tropfen Wasser nach. Es gab dieserhalb viele Auseinandersetzungen mit meinen Eltern.

Ein nettes Kindermädchen fand ich in der Tochter einer Beamtenfamilie. Sie ging in ihrem letzten Schuljahr. Sobald sie mit ihren Schularbeiten fertig war, wuppte sie sofort rüber zu uns. Sie bat meine Mutter, mich spazierenfahren zu dürfen. Sie wohnten uns gegenüber. Das junge Mädels bildete sich ein, daß ich in Aussehen und Gebärden ihr immer ähnlicher würde. Jede Viertelstunde, wenn sie frei war, hatte sie nur Zeit für mich.

Mit fünfeinhalb Jahren kam ich zu ihrer Mutter, die eine kleine Privatschule unterhielt, zum Unterricht. Wir waren elf Schüler, Jungs und Mädels. Mit sechseinhalb Jahren kam ich durch die Prüfung gleich in die zweite unterste Klasse der hiesigen Stadtschule.

In unserm Hause wohnte eine Frau Barten, die ihrem Vater noch wirtschaftete. Er war ein großer stattlicher Herr, der das biblische Alter längst überschritten hatte (Anfang neunzig). Er war Kombattant der Freiheitskriege 1813/15. Ich war viel um ihn herum. Ich kenne ihn noch mit blank gewachsenen Stulpenstiefeln, ohne die er nicht ging. Sein Brennholz schnitt er selbst mit einer kleinen Handsäge,

drei verschiedene Längen, auf einen Zentimeter genau. Wehe, wenn die Frauen von einem verkehrten Holzstapel nahmen! Alles lag aufgestapelt wie nach einer Richtschnur im Stall. Er trug stets das Eiserne Kreuz, wenn er nicht in Tätigkeit war.

Wir waren später sechs Geschwister, zwei Jungs und vier Mädels. Wenn Vater auch nur ein Kleinhandwerker war, so war er doch tüchtig in seinem Fach. Er war sehr streng, doch herzensgut. Er war geachtet und geehrt, wie noch später gezeigt wird. Meine Mutter war eine feinfühlende Natur, etwas poetisch veranlagt, durch ihre spätere lange Krankheit etwas melancholisch, doch eine gute Seele.

Wenn Fortuna mich auch nicht mit irdischen Glücksgütern gesegnet hat, so muß ich unserm Herrgott doch danken für vieles. Mehr wie viermal war ich in meinem Leben in äußerster Lebensgefahr, doch alles Verhängnis wendete sich stets zum Guten.

Als siebenjähriger Junge ging ich ohne Wissen meiner Eltern zum Baden mit einem gleichaltrigen Knaben. Um Haaresbreite wäre ich ertrunken, wenn ich nicht in letzter Todesangst noch einmal aufgetaucht wäre, geschrien hätte und Rettung gekommen wäre.

### Kindheitserleben

Wir Kinder hatten trotz alledem eine schöne sorglose Jugendzeit. In den 1880er Jahren wohnte in unserer Nachbarschaft ein Bäcker Kühl. Dessen Tochter war die reine Märchentante. Wir, die älteren Geschwister, und andere konnten es oft kaum erwarten, bis wir zu ihr gehen durften. Wir waren meist fünf bis acht kleine andächtige Zuhörer, namentlich im Winter. Wir saßen oben in der Backstube, wo es schön warm war, und sie erzählte uns in den Schummerstunden die schönsten Märchen.

Auch unser Vater wußte uns oft Geschichten zu erzählen. Einmal hatte er uns von dem Penzliner Hexenkeller erzählt. Die Folge war, daß wir uns nicht trauten, im Dunkeln über den Hof zu gehen. (Später, als ich größer war, habe ich mit meinem Vetter den Ort besucht und ihn in meiner Chronik von Stargard beschrieben.)

Wie wir größer waren, las uns Vater nach Feierabend aus Reuters Werken vor, während unsere Mutter Handarbeit machte. Dies war zugleich eine Belohnung für uns, wenn wir brav waren. Während die kleineren Geschwister ins Bett mußten, konnten wir bis gegen neun Uhr, wenn Vater Schluß machte, aufbleiben, und dann ging es schlafen.

Als ich ein etwas größerer Bursche war, mußte ich stets mit Vater in den Wald, wenn er sich Nutzholz aussuchte. Meist ging es in den Hagen. Vater versäumte es nie, Botanik mit mir zu treiben. Ich mußte alle Sorten Bäume kennenlernen. Wie ich größer wurde, wurden mir auch Wachstum und Schönheit der Bäume erklärt.

Im Hagen gab es eine Spukbuche, die am Holldorfer Wege, dicht an der großen Wiese, stand. Erst Anfang dieses Jahrhunderts mußte sie abgenommen werden. In der Dunkelheit leuchtete sie durch das olmige Holz. Zuletzt war die ganze Borke von oben bis unten mit dem Filzläuseschwamm bedeckt. - Auf dieser Stelle soll in alter Zeit schon eine ähnliche Buche gestanden haben, wo der Bauer, wie die Sage erzählt, seine goldenen Groschen gezählt habe (siehe die Stargarder Sagen in meiner Chronik). - Weiter gab es in dem Hagen den Hexentanzplatz, wo die Hexen in der Walpurgisnacht Zusammenkünfte abgehalten haben sollen (siehe auch den Hexenprozeß in der Chronik). Der Platz hatte die Größe unseres halben Marktes, war baumlos und lag ein Stückchen im Walde, stadtwärts an der Gabelung beider Chausseen, der Holldorfer und der Rowaer Chaussee. Als Kinder haben wir dort viel gespielt, wenn wir mit den Lehrern kleine Ausflüge machten.

Als Kind habe ich schon allerlei Kinder- und andere Krankheiten mit durchgemacht. Ich war nur schwächerer Natur. Was bei mir gut war und geblieben ist, waren mein Wille und mein Gedächtnis.

In meiner frühen Jugend mußte ich schon allerlei ausfüllen. Meine Mutter mußte ich viel entlasten. Kindermädchen mußte ich bei meiner jüngsten Schwester sein. Meine ältere Schwester lernte die Schneiderei, also war ich als der Nächste dran. Meine Mutter hatte genug mit den übrigen Rangen zu tun. Sie mußte ja die Wirtschaft besorgen. Wir hatten außerdem zwei Lehrlinge am Tisch. Auch oblag Müttern die Schneiderei für uns alle. Wir rissen genug entzwei. Außerdem sollte die Wäsche besorgt werden, wenn sie auch eine langjährige Waschfrau hatte.

Wir beiden Jungs waren keine stillen Teilhaber, wenn es mal galt, Streiche auszumachen. Einmal sollte ich Fichtenzweige aus dem Klüschenberg holen zum Kranzbinden. Mein Bruder kam mit zur Hilfe. Ich als der Ältere mußte oben rein in den Baum, um noch dünne Zweige zu erhalten. Wie ich oben war, rutschte ich ab, und im Eilzugtempo ging die Fahrt nach unten. Außer kleinen Schrammen hatte ich keine größeren Verletzungen. Mein Hosenbein war jedoch von unten nach oben aufgerissen. Also Pech! Was nun? Guter Rat

mußte aushelfen. Kränze konnte Mutter nicht binden, dazu fehlten die Fichtenzweige. So konnte ich nicht durch die Stadt gehen. Mein Bruder, der unten geblieben war, mußte von Schlehdorn, der in der Nähe war, Spitzen suchen, um den Schlitz zuzuprühen. Als wir zu Hause angekommen waren, schrie meine Mutter laut auf. Das Weinen war ihr näher wie das Lachen. Ich hatte am Körper nicht sehr viel gelitten. Doch meine Mutter tat mir leid. So geht es oft im Leben, wenn man etwas sparen will.

### Schulverhältnisse

Wie schon vorher erwähnt, kam ich mit sechseinhalb Jahren zur Stadtschule. Ich rückte mit jedem Jahr durch gute Zeugnisse eine Klasse aufwärts. In der obersten Klasse mußte ich drei Jahre (eigentlich vier Jahre, meinen Zeugnissen nach) zubringen. Mit dreizehneinhalb Jahren mußte ich einmal in der zweituntersten Klasse vierzehn Tage Schulunterricht abhalten. Zwei Lehrer waren krank, und so mußte ich einspringen. In der obersten Klasse hatte ich alle drei Jahre dasselbe Futter. Kein Lehrer fand sich, trotzdem ich oft bat, der mir andere Aufgaben stellte und mich weiter fortbrachte. Um mich allein wollte sich keiner die Mühe machen.

Unsere Familie bestand aus zehn Köpfen: zwei Großmütter, beide Eltern und sechs Kinder. Meine Mutter war viel krank. Also wo sollte das Geld herkommen, um auf die höhere Schule zu kommen. - Wie leicht wird es dagegen unserer heutigen Jugend gemacht, Schülern, die begabt sind, vorwärts zu kommen. Freistellen gab es früher nicht. Gönner fanden sich nicht, also hieß es kuschen.

Wenn man die heutige Lehrmethode mit unserer früheren vergleicht, so kommt man zu eigenartigen Schlüssen. An fast jedem Tag war der Religionsunterricht das Hauptfach. Dagegen wurden die praktischen Fächer meist als nebensächlich angesehen. Doch in der deutschen Sprachlehre waren wir reichlich so weit wie heute, wenn nicht noch weiter. Wir mußten viel Aufsätze schreiben. Was wußten wir früher in den oberen Klassen von Mathematik, Zeichenlehre, von Planimetrie oder Harmonielehre; lit, re, mi, ra, sol, das war unsere Tonleiter. Was wußten wir von Verslehre etc. Gedichte mußten wir wohl lernen, aber nicht zergliedern, und das Versmaß blieb uns ein Rätsel.

Was oft und wer oft in Aktion trat, war der Stock. So mancher Lehrer versündigte sich dabei. Oft, bei der geringsten Veranlassung,

gab es Schläge. Ich erinnere mich noch. Es war in der obersten Klasse. Ich als Erster in der Klasse sollte für ein Verschulden aufkommen, das ein anderer begangen hatte. Ich wurde ziemlich hart gezüchtigt, ohne daß ich etwas von dem Verschulden ahnte und mir etwas nachgewiesen werden konnte.

Wir hatten im Sommer von sieben bis elf Uhr und nachmittags von zwei bis vier Uhr und im Winter von acht bis zwölf Uhr und nachmittags auch von zwei bis vier Uhr Unterricht. Im Sommer hatten wir zweimal Turnen, von fünf bis sieben Uhr nachmittags. Vom Geräte-turnen wurde nicht viel. In der Frühstückspause, die um neun Uhr und oft ziemlich lang war, gingen die Jungs meist zum Pappa (Papageienberg). Die Kleinen und die Mädchen blieben meist auf dem Schulhof.

Wenn ich an meine Schuljahre zurück denke, so geht mir immer manches durch den Kopf. Es waren aber doch freudvolle Jahre, die mit starkem Griffel in eines Menschen Schicksal eingeschrieben sind. Wie so manche verträumte und oft humorvolle Begebenheit wird dann zurückgerufen, bot der alltägliche Unterricht auch oft nichts Besonderes.

Doch im Sommer ging's im weißen Leinenanzug zum Turnplatz hinaus. Mit Knüppelmusik vorauf (ich war Flötist) ging es am Montag und Donnerstag zum Klüschenberg hinaus, wo auf der nordöstlichen Kuppe der Turnplatz war. Dort angekommen, in Riegen geteilt, wurde mit einem Lied begonnen, und nun wechselten Freiübungen und Geräteturnen ab. Unser Turnlehrer tat es nicht ohne Spazierstock, nicht etwa zum Prügeln, sondern er mußte etwas in der Hand haben, um die Würde zu wahren.

Einen besonderen Dank möchte ich hier einem meiner einstigen Lehrer aussprechen: Lehrer Emil Müller. Er hieß bei alt und jung Schiefer Emil. Er war es, der mit seiner Klasse Touren in den Wald machte, sei es zum Botanisieren, sei es im Herbst zum Haselnüsse pflücken. Er verstand es, namentlich seine Jungs zu packen. Er war es, der uns zwei Jahre unentgeltlich Stenographie lehrte. Ihm habe ich es zu verdanken, daß er mir die Anregung gab, meine Chronik in Angriff zu nehmen. Wenn er eine Rechenstunde in den unteren Klassen gab, ging es oft stürmisch her. Früher waren nicht alle so vornehm, auf Schuhen in die Schule zu kommen; sie kamen auf Holz-pantoffeln. Die Pantoffeln in die Hand genommen, so ging es beim Kopfrechnen. Wer das Resultat zuerst hatte, meldete sich, und oft ging die wilde Jagd los. Wer zuoberst saß, rutschte bald herunter.

Ein eigenartiger Lehrer war der Kantor Blank. Er wurde hier in Stargard 1831 als Lehrer, Kantor und Organist angestellt. Er war gesucht als Organist, da er Meister auf der Orgel war. Bis zum dreiundsiebzigsten Lebensjahr erteilte er Unterricht. Er war es, der uns noch wenigstens im Gesangsunterricht ordnungsgemäß die Tonleiter beibrachte. Ein halbes Jahr habe ich noch zu seinen Füßen gesessen. Wer nicht singen konnte, der war übel dran. Wir hatten früher nur sechs aufsteigbare Klassen bei acht Jahren Unterricht. Kantor Blank hatte zuletzt die oberste (sechste bis achte) Klasse als Klassenlehrer. Er hatte ein eigenes Schimpf-Lexikon zur Hand, und zwar ein derbes plattdeutsches. 1886 schied er aus dem Dienst. Ich sehe ihn noch heute vor mir. Alle, die in den oberen drei Klassen eine gute Stimme hatten, sangen im Kirchenchor. Es wurde meist dreistimmig gesungen. - Bei seiner Jubiläumsfeier fand nach der Predigt eine kleine Feier zu seinem Abschied statt. Bei dem Schlußgesang "Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" holte er aus uns raus, was unsere Stimmen hergaben. Bei seiner Orgel zog er alle Register an und holte gleichfalls raus, was sie hergeben konnte. Mit lauter Stimme sang er tränenden Auges den Choral.

#### Besondere Erlebnisse

Nun möchte ich etwas anderes aus meiner Jugenderinnerung hervorholen. Gab es im Sommer ein Gewitter, so hatten wir nachher viel zu tun. Barfuß ging's in den Bach, auf- und abwärts. Unter den vielen Steinen, die im Bach lagerten, wurde die Schmerle, ein kleiner Edelfisch (*Neomacheilus barbatus*), dutzendweise hervorgeholt. Bei der früheren Gräningschen Spinnerei (dem heutigen Schwarzeschen Grundstück) holten wir den Flußkreb ( *Astacus fluviatilis* ) aus den Löchern seitlich des Baches heraus.

In den Hufentannen, wohin ich oft mit meinem Vater mit mußte, standen in den Schwarzen Bergen (Nähe Bannenbrück) oft Rudel von siebzig und mehr Stück Hochwild. Eine wunderbare Erscheinung, wenn die womöglich an einem vorüberzogen.

Wie ist so vieles dahin. Der Mensch flacht immer mehr ab von der Natur. Keiner hat mehr Zeit dafür. Nur noch für den Materialismus, den hetzenden und nervenkitzelnden Geldverdienst und für Vergnügungen ist Zeit vorhanden. Wie soll dies weitergehen?

Wie bescheiden und genügsam wurden wir früher erzogen, in Kleidung, in Vergnügen und in allen Lebenslagen. Wie bescheiden

lebten die Menschen. Lernt unsere Jugend noch das Geld achten? Wie leichtsinnig leben die Menschen so dahin. Unsere Jugend ist schon überklug und verschwenderisch.

Wenn ich an manches Weihnachten zurück denke ... Wie ich elf Jahre alt war, bekam ich einen kleinen selbstangefertigten Spazierstock aus einem Haselnußstrauch. Mein Bruder bekam einen Piek-schlitten. Die Schwestern bekamen eine selbst angefertigte Puppe oder ein kleines Spielzeug. Und heute unsere Jugend? Ist die etwa zufriedener als wir waren?

Als Kinder wollten mein Bruder und ich unseren Eltern auch eine Weihnachtsfreude machen. Ich war ungefähr elf Jahre alt, mein Bruder zwei Jahre jünger. Jeder hatte sein Barvermögen in Papier eingewickelt in der Tasche. Wir gingen zum Richter'schen Geschäft und suchten alle schön aussehenden Stände ab. Man gewährte uns dies. Schließlich frug uns Frau Richter: "Habt ihr was gefunden?" - "Ja", war die Antwort. - "Wieviel Geld habt ihr denn?" - Jeder zog sein Portefeuille hervor und ließ zwanzig Pfennig anspringen. Ein verduztetes Gesicht der Frau Richter, und sie erklärte uns: "Na, dann schenkt jeder von euch ein Stück Seife an Vater und Mutter. Die werden sich dann freuen." Und damit schob sie uns aus dem Laden, nachdem wir sie eine halbe Stunde belästigt hatten.

Zu Hause wurden wir als Kinder streng erzogen. Wenn wir etwas gegen Gesetz und häusliche Ordnung gefehlt hatten, gab es nicht gleich Prügel. Mutter, die kränklich war, wendete ein anderes Strafmittel an. Wir mußten ein bis zwei Stunden still auf dem Stuhl sitzen, und wenn es verschärft werden sollte, in einer dunklen Stube. Gehorchten wir nicht, so spielte Vater den Richter. Davor hüteten wir uns.

### Stargarder Märkte

In früheren Jahren hatte unser Großherzog huldvollst der Stadt vier Jahrmärkte geschenkt, dafür aber die Jagd in der Stargarder Forst und Feldmark sich ausbedungen. Doch fürwahr ein fürstliches Geschenk oder Tauschobjekt! Die einzigsten Märkte, die noch etwas Stättegeld brachten, waren der Herbst- und der Weihnachtsmarkt. Dazu kamen noch ungefähr zwanzig bis vierzig Aussteller in meiner Jugendzeit. Doch wieviel Geld schlepten sie aus der Stadt! An Stättegeld zahlten sie zwei bis drei Mark pro Quadratmeter. Von Stargard selbst waren nur sehr wenige Aussteller: einige Tuchmacher, der Drechsler

Gundlach und zwei Händler mit Räucherware. Gundlach hatte allerlei kleine Spielsachen und als Spezialität namentlich Spinnräder und kleinere Geräte aus Holz. Die Tuchmacher boten Molton, Flanell und andere Stoffe an und Strickwolle.

Eine Frau Rebekka, wie sie allgemein genannt wurde, bot mit ihrem Sohn, der auch Tuchmacher war, ihre Fabrikate an. Sie war eine große und starke Person. Wenn es nun kalt war, wußte sie sich zu helfen. Allgemein trugen die Frauen früher keine Unterhosen. Frau Rebekka trug sehr weite, dickwattierte Unterröcke und einen eben-solchen Oberrock, die fast bis auf die Erde reichten. Ein kleiner vierbeiniger Schemel diente als Sitzgelegenheit. Darunter stand ein eiserner Kohlentopf, der mit glühenden Kohlen gespeist wurde. Die weiten und langen Röcke umschlossen diesen Wärmeapparat. So saß Frau Rebekka da wie eine Klucke, die ihre Küchlein mit ihren Fittichen bedeckt. Nun mußte sie oft halberwachsene Jungs heranzurufen, damit dieselben Kohlenstücke auflegten, um die Hitze zu behalten. Dies waren Freudendienste für die Jungs, die gerne mal hinter oder vielmehr unter die Kulissen gucken konnten. Die Mutter nahm das Geld in Empfang, der Sohn besorgte den Handel.

Von Strasburg und Prenzlau kamen die Schuhmacher, die oft gute Geschäfte mit Stiefeln machten. Von Braunschweig kam ein Pfefferkühler, von Woldegk Konditor Schriever. Von Berlin kamen mehrere Marktschreier, die mit dem Ruf "Kauft, oder ich schmeiße es weg!" allerlei Trödel- und Kleinkram anboten. Von Neubrandenburg kamen Aalverkäufer. Auch Karussells fehlten nicht. In den 1930er Jahren hörte es allmählich auf.

## 2. Lehrzeit und Wanderjahre

### In der Lehre

Nachdem ich konfirmiert war, wollte ich so gerne Lehrer werden. Meinem Vater sagte dieser Beruf nicht zu, denn nach Absolvierung des Seminars mußte man damals drei Jahre als Hilfslehrer gehen, mit einem Jahresgehalt von siebenhundertfünfzig Mark. Jeder Hilfslehrer mußte sich auf irgendeine Weise etwas zuverdienen, denn auskommen konnte man mit diesem Gehalt nicht.

Nun hieß es einen andern Beruf ergreifen. Mein Vater wollte so gerne einen Nachfolger im Geschäft haben, und so hieß es, in den sauren Apfel beißen, Sielen angelegt, und ich mußte ran. Ich war

eigentlich viel zu schwächlich für den Stellmacherberuf und ungeeignet. Doch es half nichts.

Ich bekam eine Schürze vor und hatte nichts gegenüber den anderen Lehrlingen voraus. Ich bekam mein Frühstück und Kaffeebrot gleich den anderen Lehrlingen nach der Werkstatt. Im Winter und Frühjahr mußten wir oft tagelang von sieben Uhr früh bis abends sieben Uhr Hölzer auftrennen mit der Faustsäge. Da ich zu klein war, um die Säge rauf und runter bewegen zu können, wurde für mich eine kleine Fußbank angefertigt, worauf ich stand. Hobeln und Bohren wurde alles mit der Hand ausgeführt. Letzteres war das Schwerste. Wir lieferten oft hölzerne Eggen und Schwingpflüge nach Rußland. In meinem dritten Lehrjahr wurde eine Bandsäge für Handbetrieb angeschafft, da es noch keine Stromquelle gab für einen Kleinbetrieb.

Nach der Konfirmation meines Bruders, der um zwei Jahre jünger war wie ich, bezogen wir ein Zimmer allein. Da es mein fester Wille war, mich irgendwie sattelfest zu machen, schaffte ich Lehrbücher an zum Selbststudium. Oft bis ein Uhr nachts lernte ich Pädagogik, Musiklehre, Literatur, Mathematik, Geschichte etc., meist alles Fächer, die wir in der Schule nicht gelernt hatten. Ich schaffte mir außerdem eine große vierzehnklaippige Konzertflöte an. Es wurde fleißig nach Feierabend geübt.

Da Mutter viel krank lag, mußte ich oft häusliche Arbeiten verrichten (die beiden Großmütter waren in den Jahren verstorben). Im dritten Lehrjahr habe ich im Sommer vor der Arbeit in der Werkstatt und abends Torweg und Hof abgedämmt. Nach drei Jahren Lehrzeit blieb ich noch ein Jahr im Geschäft meines Vaters.

#### Auf Wanderschaft in Mecklenburg

Nachdem ich mir vorgenommen hatte, in die Fremde zu gehen, und es mir zu Hause zu enge wurde, wollte ich weiter:

Als freier Bursch zog ich hinaus  
wohl in die weite Welt.  
Zu eng' ward mir das Vaterhaus,  
so war's um mich bestellt.  
Im Bündel die Habseligkeit,  
im Herzen Lust und Freudigkeit,  
den Krückstock als Kumpan.

Der Mutter war es Herzeleid,  
 als ich von dannen ging,  
 dem Vater keine große Freud',  
 weil alles an mir hing.  
 Doch frohen Mut's zog ich davon  
 (dem Mut'gen nur, dem winkt der Lohn),  
 die Welt mir anzusehn.

Zum Äther stieg die Lerche auf  
 mit tüt und ti-ri-li.  
 Mein Herz ging mir in Wonne auf,  
 ein Lied stieg in der Früh!  
 Wie wunderschön war Wald und Flur,  
 und Gottes herrliche Natur,  
 See, Tal und Bergeshöh.

Ich zog wohl durch das Heimatland,  
 doch weiter sollt es sein.  
 Vom Ostseestrand zum Märk'schen Land,  
 zum Harz, wollt' an den Rhein.  
 Viel Mädchen sah ich ohne Zahl,  
 ich grüßte sie viel tausendmal,  
 doch weiter ging's, ade!

Zuerst ging ich nach Rostock und fand dort bei einem alten Stellmachermeister Arbeit, blieb aber nur ein Vierteljahr, da ich dort nicht viel zulernen konnte. Ich wollte mich im Kutschwagenbau vervollständigen. Nun verschaffte ich mir in Rostock in der Hofwagenfabrik eine Stelle als Kastenmacher. Hier wurde mir Arbeit zugewiesen, die ich bisher nicht kannte, wenigstens zum größten Teil nicht. Ich mußte dort selbständig arbeiten und habe alles gut bewältigt. Wozu der Mensch den Mut hat, da findet er auch durch. Ich wäre gerne länger geblieben wie ein Vierteljahr. Doch als selbständiger Geselle verlangte ich etwas mehr Lohn wie fünf Mark die Woche und alles frei.

Ich hatte mir etwas Geld gespart, schnürte mein Bündel und ging über Doberan nach Wismar, fand jedoch unterwegs und in Wismar keine Arbeit, da es Herbst geworden war. Ich blieb in Wismar die erste Nacht und machte den nächsten Tag Umschau bei den Meistern, die erfolglos blieb.

Es war vor der Wende zum 20. Jahrhundert noch allgemein üblich, daß ein Handwerksgehilfe auf Wanderschaft ging und bei den Meistern Umschau hielt. Jeder trug sein Bündel, in Wachstuch gehüllt, in dem er seine notwendigsten Sachen bei sich hatte. Ein Schmied hatte zum Beispiel seinen Beschlaghammer außen auf das Ränzelt geschnallt. Ein Maurer trug seine notwendigsten Sachen, Kellen etc., im Ränzelt. Ein Zimmermann trug seinen Zollstock in der seitlichen Hosentasche etc.

Jedes Gewerk hatte seine eigenen Sprüche, wenn der Geselle Umschau hielt. Der Schmied trat vor den Amboß und vor den Meister. War derselbe nicht anwesend, so nahm er den Handhammer, klopfte dreimal mit kurzen Schlägen auf den Amboß und wartete dann auf den Meister. Einzelne Handwerker hatten ihre besonderen Trachten. Es war früher üblich, vorher sein Bündel abzulegen.

Beim Eintritt in die Werkstatt, den Stock in der linken Hand, die rechte Hand am Kopfe, hieß es: "Guten Tag, Glück herein, alles was sein Meister und Gesellen, Kofen (Lehrlinge) daneben." - Der Meister tritt herzu, zum Gruß die Hand an den Kopfe legend und fragend: "Fremder Stellmacher?" - Der Geselle antwortet: "Fremder Stellmacher." - Der Meister fragt: "Was für ein Landsmann?" - Der Geselle antwortet: "Mecklenburger". - Der Meister fragt: "Schon lange auf der Reise?" - Der Geselle: "Zwei Wochen." - Der Meister fragt weiter: "Wo zuletzt gearbeitet?" - Der Geselle antwortet, wo. - Der Meister: "Haben Sie Papiere?" - Der Geselle zeigt sie. - Ist alles in Ordnung, so gibt der Meister ein Geschenk: ein bis fünf Groschen. Der Geselle dankt mit den Worten: "Gott segne Meister und Frau Meisterin!" Ist ein Geselle in der Werkstatt, so wendet sich der Zugereiste auch an diesen wegen eines kleinen Reisegroschens.

Tritt ein Geselle in die Herberge ein, so geht er an den Tisch in der Gaststube, klopft dreimal mit dem Daumenknöchel auf die Tischplatte und spricht: "Servus, Kameraden." - Darauf die anderen: "Servus, Kollege." - Will er Nachtquartier nehmen, so fragt ihn der Herbergsvater: "Bist du bienenfrei?" (läusefrei). - Dann bekommt er ein Bett zugewiesen, muß aber ohne Hemd ins Bett. Ist er aber nicht rein, so muß er auf der Bank übernachten. Das kostete sechs Pfennige, ein Bett fünfundzwanzig Pfennige bis eine Mark. Hatte jemand kein Geld für die Übernachtung, so mußte er sie am nächsten Morgen abarbeiten, meistens bis zehn oder zwölf Uhr.

War dem Kunden (Gesellen) das Geld ausgegangen, so ging er ans "Abklopfen", meistens in einem Dorf. Meistens waren "Zinken" am

Eingang des Dorfes an Zaunpfahl, Hausecke oder einer sichtbaren Stelle vorhanden - Zeichen, die mancherlei besagten, zum Beispiel: "Vorsicht Polizei!" oder "Hier gibt's Essen!" Meistens zu zweien wurde "abgeklopft". Jeder nahm eine Seite. Mittagessen oder Butterbrot war gestattet, nur kein Geld. Wer dreimal von der Polizei beim Betteln abgefaßt wurde, bekam Freiquartier im Gefängnis.

In Wismar hatte ich noch, bevor ich weiterwanderte, ein freundliches Intermezzo. Als ich am alten Schwedischen Schloß stand und es betrachtete, trat ein Herr auf mich zu. Er fragte, ob ich Interesse für das Schloß hätte. - Das bejahend, frug ich, ob es gestattet sei, das Schloß zu besuchen. - Er frug mich, ob ich Baubezugsnehmer sei. - Ich erwiderte nein und gab mich bekannt. Nun gab der Herr sich auch kanntbar, daß er Gerichtsdirektor sei. Er nahm mich in sein Arbeitszimmer mit, ließ mich Stock und Bündel ablegen und eintreten. Seine Frau erhielt Auftrag, mir Butterbrot und ein Glas Wein zu bringen. Da ich nur etwas von der Geschichte Wismars wußte, erzählte der Herr in kurzen Zügen die Geschichte der Stadt: daß sie nach dem Dreißigjährigen Kriege schwedisch geworden und 1803 wieder an Mecklenburg zurück gekommen sei. Die Unterhaltung dauerte eine gute Stunde. Von seinem Arbeitszimmer hatte man eine gute Übersicht über die Insel Poel und die angrenzende Ostsee. Da ich nicht lästig fallen wollte und mich anschickte zu gehen, mußte ich noch zwei belegte Doppelstullen und etwas Zehr- geld auf den Weg mitnehmen. Mit einem herzlichen Dank verabschiedete ich mich.

Nun ging es über Grevesmühlen nach Schönberg. Dort wurde übernachtet, und am andern Tag ging es nach Lübeck. Dort bezog ich für zwei Tage Quartier. Wie ich auf die Herberge kam, rückten mir gleich zwei alte Pennbrüder auf die Pelle, um etwas aus mir heraus zu quetschen. Doch sie kamen an die falsche Adresse.

Nachmittags und am andern Vormittag hielt ich Umschau nach einer Stelle und zugleich nach den Sehenswürdigkeiten. Meine Stellenumschau hatte keinen Erfolg. Ich besichtigte die Marienkirche mit der astronomischen Uhr und dem Totentanz, das Schifferamts- haus, das Hospital "Zum heiligen Geist" und anderes. Da ich keine Arbeit fand, wollte ich entweder nach Hamburg oder nach Kiel. Der Herbergsvater warnte vor beidem, da es in Holstein für Holzarbeiter und namentlich für Stellmacher schlechte Aussichten gab. In Ham- burg streikten die Holzarbeiter. Also war es mit beiden Städten nichts.

Früh wackelte ich nach Ratzeburg, übernachtete dort, und am nächsten Tag ging es nach Gadebusch, wo wieder übernachtet wurde. Andern Tages ging es an Rosenberg (?) vorbei nach der Kiefern-schonung zu der Stätte, wo Theodor Körner am 26. August 1813 von einem Franzosen hinterrücks erschossen wurde. Ein Denkmal zeigt die Stelle, wo er fiel. Nun ging es nach Schwerin. In Schwerin mußte ich übernachten. Da ich auch dort keine Arbeitsstelle fand, fuhr ich noch abends nach Güstrow. Auch in Güstrow war keine Stelle frei. Also zurück zur Heimat!

### Ein Jahr zu Hause

Im Winter 1897 lernte ich meine zukünftige Frau kennen - durch ihren Bruder, der bei uns Anschluß suchte, obgleich er mehrere Jahre jünger wie ich und mein Bruder war. Ich wurde nun aufmerksam auf seine Schwester. Beim Schlitten fahren suchte ich Anschluß. Aus einmaligem Treffen wurde bald ein mehrmaliges. Viele spätere, schöne Stunden habe ich in deren Freundinnenkreis verlebt. Auch meine Schwester Helene gehörte hierher. - Später lernte Marie kochen in einem Hotel in Neubrandenburg. Da wir uns nun da öfter trafen und der Vater dies erfuhr, verbot er Marie den Verkehr mit mir.

Im Sommer 1897 machte ich mit dem Flottenverein eine Vergnügungsreise nach Rügen. Dort sollte auf Arkona früher ein wendisches Heiligtum gewesen sein. Lose Spuren waren noch vorhanden. Das Lied "Auf Arkonas Bergen steht ein Adlerhorst" etc. reizte mich, dahin zu fahren.

Am 13. September 1897 feierten meine Eltern die Silberhochzeit. Die Feier der Eltern war zugleich ein Fest des Mecklenburgischen Turnvereins hier. Ich selbst war auch Mitglied des Vereins seit meiner Lehrzeit. Mein Vater war Mitbegründer und lange Jahre Vorsitzender des Vereins. Auch war er lange Jahre Gauvertreter des Mecklenburg-Strelitzer Turngaues der Deutschen Turnerschaft. Er war lange Jahre Bürgervertreter im Ausschuß. Es wurde eine große Feier. Den ganzen Tag kamen und gingen Gratulanten und Deputationen. Abends brachte der Turnverein den Eltern zu Ehren einen Fackelzug und Fackelreigen. Darum wollte mich mein Vater in diesem Sommer nicht fort lassen. - Es war ein wechselvolles Jahr.

Im Herbst trat etwas an mich heran, was ich nie vergessen werde. Bei uns wohnte eine alte Dame, die Anfang der siebziger Jahre war,

eine große, starke Person. Sie hatte ihr Zimmer neben unserem. So war es abgemacht, damit sie Hilfe abrufen könnte, wenn ihr einmal etwas zustoßen würde. Nur eine verschlossene Tür trennte unsere Gemächer. Eines Nachts hörte ich ein Stöhnen und Bülgen. Sie klopfte an die Tür. Ich raus aus dem Bett, und notdürftig angekleidet eilte ich zu ihr. Ihre Stube war nie verschlossen. Sie lag blutüberströmt im Bett infolge eines starken Blutsturzes. Ich eilte zur Küche, um Wasser und Tücher zu holen. Ich suchte meine Eltern zu wecken, um Hilfe zu haben. Meine Mutter lag selbst krank. Mein Bruder mußte zum Arzt, damit der Hilfe gab. Inzwischen versuchte ich, sie auf die Bettkante zu bekommen, zog ihr alles aus, ließ sie sich auf einen Stuhl setzen und wusch sie vom Kopf bis zu den Füßen ab. Sie sah fürchterlich aus. Dann holte ich reine Wäsche aus ihrer Kommode, die ich ihr anzog. Währenddessen waren meine Eltern gekommen. Sie wurde nun in ihren Lehnstuhl gesetzt, das Bett gesäubert und rein bezogen und sie dann wieder gebettet. Nach einer Weile kam der Arzt, gab Medizin und Anweisungen. Hier hieß es zugreifen und falsche Scham beiseite lassen. Die Not verlangte es.

#### Wieder in der Fremde

Wie der Frühling 1898 kam, ging es mir wie jedem alten Pennbruder. Ich mußte hinaus in die Welt. Meine junge Freundin lernte schneidern und besuchte später die Schneider-Akademie in Berlin, und wir kamen fast auseinander.

Dieses Mal ging ich aufs Geradewohl nach Berlin. Ich fand Aufnahme bei einem Bekannten. Auf dem Arbeitsamt bekam ich Arbeit nachgewiesen. Sie sagte mir allerdings nicht recht zu. Ich blieb einige Wochen dort, bis ich eine bessere Stelle fand. Es war in der Brunnenstraße. Hier wurden nur bessere Luxus- und Leichenwagen gemacht. Der Meister war auch ein Mecklenburger. Hier konnte ich sehr viel zulernen. Nur ein Mißgeschick traf mich. Nach mehreren Wochen bekam ich auf meiner Schlafstelle Blutvergiftung durch Wanzenstiche im rechten Arm. Es wurde so schlimm, daß der Arzt befürchtete, daß der Arm abgenommen werden müsse, wenn es ihm nicht gelänge, die Blutvergiftung zurückzudrängen. Am Ober- und Unterarm war bis zur Achselhöhlung die Blutader fingerdick angeschwollen. Der Arzt versuchte es mit allen Mitteln, und es gelang ihm. Drei Wochen lang hatte ich den Arm in einer Binde. Nach zwei Tagen Bettruhe wurde ich arbeitsunfähig geschrieben.

Jetzt hatte ich Zeit, mich zu schulen. Ich lernte fast jedes Museum kennen. Ich war der Erste, wenn geöffnet, und der Letzte, wenn geschlossen wurde. Ich kannte fast jede Lesehalle in Berlin und die Königliche Sternwarte am Enkeplatz. Schulisch habe ich mich in diesen drei Wochen um vieles bereichert. So konnte ich mein Wissen in dieser Zeit wohl vervollkommen, aber ich wurde auch meine Stelle los. Der Meister entließ mich fristlos. Früher ging so etwas. Doch heutigen Tages (1962) wäre es wohl unmöglich, denn der Ausfall war nicht durch mein Verschulden.

Nach der Gesundheitschreibung blieb mir nun nichts anderes übrig, als aus eigener Tasche zu leben, bis ich eine andere Stelle fand. Es war schlechte Aussicht da, denn fünf Tage habe ich vergeblich nach einer passenden Stelle gesucht. Denn nur als gewöhnlicher Arbeiter wollte ich nicht gehen. Ich wollte geschäftlich etwas zulernen.

Ich ging nach Jüterbog, wo ich eine Stelle fand in einer Wagenfabrik. Ich wurde als Kastenmacher eingestellt und mußte selbständig arbeiten. Auch hier blieb ich drei Monate und zog dann weiter.

Mein Ziel war Leipzig. Drei Tage habe ich dort gearbeitet. Es war eine dumpfige Bude, und den ganzen Tag mußte elektrisches Licht gebrannt werden. Meine Augen wollte ich mir nicht verderben. So blieb ich noch zwei Tage dort, um Leipzig noch genauer kennenzulernen, und ging nach Halle. Aber auch dort war keine offene Stelle. Hier wurde mir gesagt, daß sie durch den "Sächsischen Anzeiger" in Nordhausen einen Wagenbauer suchten. Ich versprach mir nicht viel davon, weil es im Herbst war und jeder sich zum Winter auf seiner Stelle hielt.

Dort in Nordhausen waren mehrere Wagenfabriken. So machte ich mit der Bahn hin. Ich kam auch an in der Werkstatt und freute mich anfangs, doch es dauerte nicht lange. Es war eine schöne Werkstatt und auch schöne Arbeit. Denn es wurden dort Landauerkasten gebaut. Gerne wäre ich geblieben, wenn, ja wenn ein geregeltes Arbeiten dort möglich gewesen wäre. Der Meister war Strohwitwer. Sein Hauptaufenthaltort war die Kneipe. Kein geregeltes Arbeiten war möglich. Keine anständige Beköstigung, kein ordentliches Schlafquartier war vorhanden. Dieses Leben gefiel mir nicht. Ich wollte bleiben und wäre geblieben, wenn es ein geregeltes Arbeiten gegeben hätte. Ich haute nach drei Tagen ab.

Da in der Nähe der Kyffhäuser war, ging ich von Nordhausen zu Fuß nach Frankenhausen, am Fuße des Kyffhäusers gelegen. Dort war auch die Barbarossahöhle. Ich besuchte dieselbe, fand aber nicht

den alten, braven Burschen dort am Mamortische sitzend. Wie heißt es doch in der Barbarossa-Hymne: "Tief im Schoße des Kyffhäusers, bei der Ampel rotem Schein" etc. Ich legte meine Karte mit einem kleinen Vers auf dem Steintisch nieder und verabschiedete mich. Nun ging es bergauf durch den Wald zum Kyffhäuser-Denkmal hinauf. Ich besichtigte dasselbe, tat einen wundervollen Blick hinunter zur "Goldenen Aue" und ging herunter nach Kelbra. Dort mußte ich übernachten.

Von Kelbra ging ich morgens zu Fuß nach Rosla (?) und von dort mit der Bahn nach Sangerhausen. Da ich auch dort keine Arbeit fand, ging's weiter nach Eisleben. Dort wurde Luthers Geburtshaus besucht und übernachtet. Nun ging es zu Fuß über Klostermannsfeld nach Sandersleben. Dort erreichte ich noch gerade den Zug nach Aschersleben.

In Aschersleben kehrte ich noch spät in der Herberge ein. Der Wirt war ein Mann und nahm mich trotzdem auf. Nach dem Ausfragen, woher und wohin und Beruf, bat ich noch um etwas Warmes zu essen, da ich ausgehungert war. Auch bat ich nach dem Essen, sofort zur Ruhe gehen zu können. Der Herbergsvater wies mir durch den "Ascherslebener Anzeiger" eine Stelle in Quedlinburg nach, daß dort ein Wagenbauergeselle gesucht wurde.

### Die Zeit im Harz

Am nächsten Morgen fuhr ich mit der Bahn nach Quedlinburg. Da die Stelle noch frei war, bekam ich dieselbe. Da es auf den Winter zugeht, war ich froh, endlich eine Stelle zu haben. Alles war so weit ganz gut, nur das Schlafgemach war miserabel. Heutzutage wäre so etwas nicht statthaft. Ich hatte wohl ein gutes Bett, doch dieses war in einer kleinen Dachkammer untergebracht. Wenn ich mich im Bett aufrichtete, stieß ich mit dem Kopf an die Dachsteine. Nicht mal das Dach war abgeschalt. Wie es zum Winter ging, trieb der Wind oft Schnee auf meine Bettdecke. So etwas konnte sich ein Arbeitgeber früher erlauben. Ich beschwerte mich darüber, bekam aber die Antwort, wenn es mir nicht passe, könne ich ja weiterziehen. Nun war es mir auch klar, daß kein Geselle dort aushielt. Der Meister war überhaupt ein "Menschenfreund". Ich erhielt meinen Lohn alle acht Tage. Mithin war Kündigung dieselbe Zeit. Vierzehn Tage vor Weihnachten kündigte er mich, also mußte ich acht Tage vor Weihnachten aufhören. Er meinte, ich könnte ja Weihnachten nach

Hause reisen und nach Neujahr wiederkommen. Also wollte er mich im Fest nicht am Tisch haben.

Zum Glück hatte ich schon vorher mit dem Werkmeister von einer andern Wagenbauanstalt gesprochen, und derselbe riet mir, ich solle nur bei seinem Chef anfragen. Er würde es schon in die Wege leiten. Hier habe ich viel zugelehrt. Auch erhielt ich Unterricht im Zeichnen des Wagenbaus. Nun war mein Bleiben gesichert.

Den Kollegen hatte ich im Turnverein kennengelernt. Aber auch einen andern Turner, einen Töpfer aus Greifswald, lernte ich kennen, der mir ein netter Freund und Kamerad wurde. War ich die erste Woche auf mich allein angewiesen, so änderte sich das dadurch recht bald.

Am zweiten Sonntag, den ich in Quedlinburg war, es war am 10. Oktober 1898, machte ich einen Ausflug nach Thale und Treseburg. Unterwegs hatte ich eine nette Unterhaltung auf einer schroffen Anhöhe (La Viera Höhe), die einige hundert Meter steil zur Bode abfällt. Ein alter Kieler Professor, der eine Landsmännin von mir als Hausdame hatte, packte auch seine Futterkiste aus. Wir unterhielten uns eine Stunde lang. Wir schieden beide in entgegengesetzter Richtung.

Später wurden die Ausflüge, die wir allsonntäglich machten, gemeinschaftlich mit meinem Turnbruder gemacht. Ich mußte die Ausflugspläne genau ausarbeiten. Im Oktober wurde auch der Brocken bestiegen. Wir hatten an dem Tag eine wunderbare Fernsicht: Braunschweig, Kyffhäuser, etwas trübe lag Halle vor uns.

Zu Weihnachten hatte ich eine kleine arge Enttäuschung. Kein Brief, kein Päckchen hatte ich von Hause. Ich hatte wohl eine feste Arbeitsstelle erhalten in der letzten Woche, hatte auch eine nette Wohnung, doch die Heimat fehlte. Ich wohnte mit einem Schweden, einem Gärtner, zusammen. Wir kauften uns in den letzten Tagen einen kleinen Tannenbaum, versahen ihn mit Lichtern und Lametta und feierten eben, so gut es ging.

Wer schon einmal Weihnachten in der Fremde erlebt hat, unter fremden Menschen und unter denselben Umständen, der wird sich in unsere damalige Stimmung versetzen können.

Der Schwede verstand anfangs sehr wenig Deutsch, ich ebenso wenig Schwedisch, doch lernten wir uns recht bald verstehen. Einmal wollte uns ein Wachtmeister beide verhaften. Der Schwede war in die Bäckerei gegangen, etwas einzukaufen. Ich ging stets mit ihm, wenn er einkaufen ging, um ihm alles klarzumachen. Ich blieb diesmal

draußen. Wie er zurückkam, zeigte er mir sein Geld. Ich zählte es nach, ob es stimmte, was er herausbekommen hatte. Ein Wachtmeister trat auf uns zu und verlangte unsere Papiere zu sehen, die wir leider nicht bei uns hatten. Dann einen Personalausweis. Wir hatten keinen. Wir sollten zur Wache mit ihm kommen, denn wir hätten gebettelt, meinte er. Wir sollten ihm unser Geld zeigen. Ich sagte ihm, das hätten wir nicht nötig, denn gebettelt hätten wir nicht. Der Schwede hätte hier beim Bäcker eingekauft, und wenn er (der Wachtmeister) zweifle, könne er ja bei der Bäckersfrau nachfragen. Er bestand darauf, unsere Papiere zu sehen. Ich verlangte, da der Schwede sich nicht verteidigen konnte, daß wir zusammen in den Bäckerladen gingen, um dort Aufklärung zu finden. Also ging es ohne Verhaftung ab.

Am Silvesterabend reiste ich zu Bekannten nach Ilsenburg. Gegen Abend kam ich dort an. Mir wurde am Abend ein kleiner Kunstgenuß zuteil. Die Freundesfamilie bildete ein Quartett. Der Vater spielte Geige, ein Sohn die Mandoline. Die beiden anderen Söhne spielten Tenor- und Baßgitarre. Es war ein netter Abend.

Am Neujahrstag ging es sehr früh aus den Betten heraus. Wir wollten zum Brocken hinauf. Unten lag kein bißchen Schnee. Die Wetterwarten und das Radio funktionierten noch nicht. Je höher wir kamen, je tiefer der Schnee. Es blieb uns nichts weiter übrig, als eine andere Richtung einzuschlagen. Wir bogen ab und gingen über Forsthaus Scharfenstein und Molkenhaus nach Harzburg. Es war eine anstrengende Tour. Von Harzburg fuhren wir mit der Bahn nach Ilsenburg zurück, und ich fuhr am andern Morgen wieder nach Quedlinburg.

Im Harz habe ich schöne Tage verlebt. Kein Sonntag verging, wo wir Turnbrüder nicht einen Ausflug machten. Wir streiften den Harz nach vielen Richtungen ab. Im Turnverein, wie in vielen Familien, war ich gern gesehener Gast.

Ende Februar 1899 wurde ich krank. Ich sollte in Halberstadt von Professor Berg operiert werden. Ich teilte es nach Hause mit, erhielt aber telegraphische Antwort, wenn ich noch reisen könne, solle ich sofort nach Hause kommen. Damit endeten meine Wanderfahrten.

Eine schöne Schulungszeit hatte ich hinter mir. Die Fremde macht und formt den Menschen, sei es zum Guten oder zum Schlechten. In der Fremde lernt man auf eigenen Beinen stehen. Wer mit hellen Augen und offenen Ohren die Natur schätzt, lernt Menschen, Land und Leute kennen. Nur der kann sein eigenes Schicksal leichter und

vollkommener meistern. Hier unterscheidet sich, wer stark und fest steht und wer schwach und wankelmütig ist.

Wie sagt doch der alte Dichter und Wanderer Gottfried Seume: "Es würde um alles besser stehen in der Welt, wenn man mehr ginge." Die Natur will erlernt, erobert werden. Die Natur ist unser bester Heilquell, also gebrauche sie. Willst du ein Land und die Menschen kennen lernen, gehe zu ihnen, beschäftige dich mit ihnen, nur dann lernst du sie kennen, lieben und dir ein Urteil bilden.

### 3. Gesellenjahre in der Heimat

#### Zeit des Wandels

Nach Besserung meines Leidens blieb ich in der Heimat und blieb in Vaters Geschäft. Es wurden nun allmählich Maschinen angeschafft, die ich für unsern Beruf kennengelernt hatte.

Beim Handwerk konnte nur der noch konkurrenzfähig bleiben, der sich Maschinen in Betrieb nahm. Die Jahrhundertwende formte die Betriebe, die Mode, den Menschen. Wer sich nicht umstellen konnte, ging ein. Hier in Stargard gingen in wenigen Jahren über sechs größere Betriebe ein. Das Zeitalter der Maschinen trat an. Die Technik folgte. Was wird im nächsten Jahrhundert folgen?

Gelernt habe ich noch, alles Holz mit der Hand zu bearbeiten, ob's gesägt, ob's gehobelt, ob's gebohrt werden mußte. Es war oft eine Schinderei. Wir schafften trotzdem Qualitätsarbeit. Wie dagegen und was lernt unsere Jugend heute? Was ist eigentlich Aktivisten-Arbeit? Heute gegen früher?

Ich habe noch die alten Tuffwagenräder (solche an Schäferkarren und auch an sogenannten Blockwagen) mit hölzernen Achsen machen gelernt. Ich habe desgleichen alle Arten Ackergeräte, Kutschwagen und Ackerwagen und in der Fremde etwas Karosserie gelernt. Ich habe später auch alle Arten Sportgeräte (Rodel- und andere Schlitten, Schneeschuhe), Schnelladewebstühle und anderes mehr angefertigt.

Mit der Zeitenwende kam einesteils ein Aufstieg, andernteils ein Zurückgehen. Alles änderte sich. Die schönen Volks- und Trachtenfeste gehörten bald der Vergangenheit an. Die schönen Volkstrachten schwanden immer mehr. Vieles besserte sich, vieles ging zurück. So wie die Mode der Kleidung sich änderte, so das ganze Wirtschaftsleben. Was schlepten die Frauen mit sich durch die dicken

Steppröcke und die langen, bis auf den Fußboden reichenden Kleider. Ich sah noch den "Cul de Paris", den uns die Mode von 1870 von Frankreich bescherte. Es war ein dickes Gesäßpolster, das die Frauen und auch junge Mädchen unter dem Kleiderrock trugen. Es sah wie ein Sattel auf dem Gesäß der Frauen aus. Die langen Röcke der Frauen blieben fast bis zum Weltkrieg 1914, aber die sogenannte Spitzenmode folgte. Die Unter- und Oberkleidung war fast mit Spitzen überladen. Die jungen Männer trugen im Sommer die feinen weißen langen Hosen, dazu den Gehrock und entweder den gerandigten weißen Strohhut oder in der Großstadt den Zylinder dazu.

Als meine einstige jüngere Freundin und spätere Frau in Stellung war und ihr vom Vater verboten war, mit mir zu verkehren und sich an mich zu hängen, lernte ich eine junge Oldenburgerin kennen - im Turnverein. Eineinhalb Jahre habe ich mit derselben verkehrt. Es war ein herzensgutes Mädchel. Meine Eltern hatten sie sogar ins Herz geschlossen. Doch das Schicksal geht oft wunderbare Wege. Ihre Mutter wurde schwerkrank. Sie wurde nach Hause zurückgerufen, um der Mutter zur Seite zu stehen. Wir beide schieden schwer voneinander. Versprechungen, wenigstens feste, konnte ich ihr nicht geben, da ich noch zu jung war, um ans Heiraten zu denken. Auch wußte ich immer noch nicht, wo ich einmal landen würde. Heiraten wollte ich sie erst dann, wenn ich in gesicherter Existenz wäre.

Es war früher anders wie heute. Ein junger Mensch von heute (1962), wenn er mindestens achtzehn Jahre alt ist, fühlt sich reif genug, gleich, ob er eine feste Existenz hat oder nicht, ob er eine Wohnung hat, ob er fähig ist, eine Familie zu ernähren, einerlei, es wird geheiratet.

Wir schieden mit dem Vorsatz so voneinander: Wenn ich eine feste Position hätte und sie dann noch frei wäre, so holte ich sie. Wir blieben anfangs noch immer in schriftlicher Verbindung. Doch sie lernte einen Schulkameraden kennen, teilte es mir mit und stellte mich vor die Wahl. Da ich mein versprochenes Ziel immer noch nicht erreicht hatte, bat ich sie, unsere Verbindung zu lösen, so schwer es mir auch wurde, und sie verband sich mit diesem jungen Mann.

Ich muß hier nun folgendes einflechten: Fünfzig Jahre waren bis 1953 vergangen, ohne jegliche Verbindung zwischen uns. Keiner wußte etwas vom andern. Genau nach fünfzig Jahren kam mir ihr damals geschenktes Bild zur Hand. Ich forschte so lange, bis ich ihre Adresse hatte. Daß sie gut verheiratet war, hatte ich schon lange

erfahren. Und da ich auch verheiratet war, konnte keine Mißstimmung oder -deutung etwas trüben. Ich ermittelte sie in Düsseldorf wohnhaft und stehe nun seit dieser Zeit mit ihr und ihrem Gatten in enger schriftlicher Verbindung. - Soweit nun das Letzte, der Zeit vorausgeeilt.

Mein Vater wurde ja immer älter. Er bat mich, nun mit anzupacken, da ich mein Brot ja auch hier haben könne. Ich wollte ja eigentlich weiter, doch schließlich willigte ich ein.

### Vereinsleben und Liebeskummer

Früher war das Vereinsleben in voller Blüte. In der Fremde war ich überall in den Turnvereinen, nun auch wieder hier, desgleichen im Gesangsverein. Überall zog man mich heran, wenn es galt, etwas einzustudieren.

Im November 1899 wurde im hiesigen Hotel "Deutsches Haus" am Saal eine Bühne angebaut, die ich einweihen mußte durch einen selbstverfaßten Prolog. Außerdem stellte ich Lebende Bilder und übte ein Theaterstück dazu ein.

Am Jahreswechsel 1899 wurde die Zentenarfeier im "Deutschen Hause" gefeiert. Auch dort hatte ich es zu übernehmen, Prolog und Lebende Bilder zu stellen. Der Mecklenburgische Gesangsverein sang mehrere Lieder und gab außerdem mehrere Lieder dazu.

Dem Radfahrerverein half ich zur Bannerweihe mit einem Festlied. Mecklenburgische Volkstänze hatte ich schon vorher im Turnverein eingeübt. Nun wurde immer mehr Wert auf Zugstücke bei den Festlichkeiten gelegt, durch Einlagen von Quadrillen und Charaktertänzen. Beim Vaterländischen Frauenverein und beim Turnverein waren dies besonders die Charaktertänze.

So war ich außer Turn- auch Tanzwart. Vieles wurde ich gebeten zu arrangieren. Ein Zigeunerlager mit anschließender Zigeuner-Quadrille wurde von acht Paaren in Glanzsatinkostümen erstmalig beim Frauenverein vorgeführt. Eine Balettmeisterin vom Neustrelitzer Hoftheater wurde zur Generalprobe dazu eingeladen und mußte ihr Gutachten abgeben. Die Dame spendete mir großes Lob. - Diese Aufführung haben wir viermal vorführen müssen. Eine weitere, fast noch schönere Aufführung war die eine Dreiviertelstunde währende, "Der Winter" betitelte Tanzaufführung, die wir fünfmal aufführen mußten. Mehr wie ein halbes Dutzend weitere, andersartige Charaktertänze sind vom Stapel gegangen.

Als meine Marie nicht mit mir verkehren durfte, hatte ich trotzdem Freundinnen genug. Es währte mehrere Jahre. Wie ihr dieses nun hinterbracht wurde, bekam ich von ihr anonym einen kleinen Nasenstüber in einem Brief. Diesem erwiderte ich mit dem folgenden Gedicht (unter N.N. in meinem Gedichtband):

Zage nicht unnütz!  
 Warum hoffest Du bange  
 auf die bessere Zeit, die doch vor Dir liegt?  
 Nie gib Dich teuflerisch Grübeln hin!  
 Raffe Dich auf und sei fröhlich!

Voller Geigen hängest Dir noch  
 Dein Zukunftshimmel.  
 Hinaus gehst Du in das verworrene Leben.  
 O mögen sie tönen  
 Dir fröhlich zum Reigen!

Gehe nicht kalt durch's irdische Dasein!  
 Strafend rächet sich Anteros später.  
 Schwinge Dich gleitend  
 wie auf Poseidons spiegelnder Fläche!

Liebend durchfurch die hienieden die Bahn!  
 Kalt und erhärtend wie totes Gestein  
 verwahre niemals Dein Herz,  
 sondern zerbrich  
 und spreng die Fesseln!

Warum zürnet Dein Herze?  
 Und grollende Blicke wirfst Du  
 Dem Freunde entgegen?  
 Biete dem Freunde verzeihend  
 in Liebe die Hand!

Heute noch sind wir. Wer weiß,  
 ob morgen Stürme  
 nicht knicken wie Spreu unser Leben.  
 Rosigrot strahlen uns heute die Wangen.  
 Doch morgen?

Rollende Donner durchkreuzen  
 vielleicht das tiefschwarze Himmelsgewölbe.  
 Blitze durchzucken zickzackig  
 den schäumend gärenden Äther -  
 und ein jäher Knall!

Könnt er Dich nicht treffen  
 oder auch mich?  
 Warum trägest Du lüstern  
 den Haß in Dir?  
 Er zernaget doch nur Deine Seele.  
 Frei tritt dem Freunde entgegen!

Raffe Dich auf, o Mensch,  
 schlage in Dich,  
 der Du bezähmen kannst mit Deinem Willen  
 alles, was Menschliches vor Dir steht.  
 Bändige ihn!

Darum zage nicht unnützlich!  
 Hoffe nie bange auf die bessere Zeit,  
 die doch vor Dir liegt.  
 Nie gib Dich teuflerisch Grübeln hin!  
 Raffe Dich auf und sei fröhlich.

Im Jahre 1901 machte ich eine zweite Reise mit dem Flottenverein nach Rügen. Der Extrazug ging von Neustrelitz ab, mit fünfhundert Mitfahrenden. Diesmal wurden Stubbenkammer und das südliche Rügen, Binz und Göhren besucht.

Im Jahre 1903 wurde der Grundstein zu meiner Chronik gelegt.

#### Lehrtätigkeit an der Gewerbeschule

Im Jahre 1904 wurde ich als Zeichenlehrer an der Gewerblichen Fortbildungsschule nebenamtlich angestellt. Ich hatte sämtliche Bauhandwerker und die technischen Berufe zu unterrichten. Im Jahre 1908 hatte ich sechzehn Maurer- und vierzehn Zimmerlehrlinge, neben den anderen technischen Berufen. Die anderen Berufe hatte mein früherer Volksschullehrer Voth im Zeichnen. Nach 1924, wie wir eine feste Währung hatten, wurden mir alle Berufe übertragen,

männliche wie weibliche Schüler. War es in der Inflationszeit nur ein knappes Taschengeld, da wir nur monatliche Zahlung hatten, so bekam ich nun ein besseres Gehalt. Dafür mußte ich auch gleichzeitig Fachkunde für sämtliche Schüler geben. Ich hatte nun vierzehn verschiedene Handwerkszweige. Es war also eine ziemlich starke Belastung für mich. Mein Nebenkollege war schon 1917 von der Schule abgegangen, und seit der Zeit hatte ich alle zeichnenden Schüler zu unterrichten.

Nach 1925 hatte ich für die Maurer fünfhundert hölzerne Mauersteine im Maßstab 1 : 10, jede Form, vom Läufer bis zu Riemenstückchen und verschiedenen Gewölbemodellen, angefertigt. Wir konnten jede Mauerkreuzung, jeden Bogen etc. legen und anfertigen. Die Zimmerer lernten, außer zeichnen, ganze Dachstühle mit allem Drum und Dran im Maßstab 1 : 10 in Natur anzufertigen: fertigen, wieder auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Zweimal haben wir solche Modelle ausgeliefert, nach Schwerin und nach Neubrandenburg zur Handwerkskammer.

Die Schumacher lernten, jede Art Schuhe und Stiefel zu zeichnen und Abwicklungen zu machen wie auch ihre eigenen Leisten. Jeder Handwerkslehrling arbeitete vollständig in seinem Fach. Die Mädchen lernten den akademischen Zuschnitt aller Kleidungs- und Wäschestücke, die Dachdecker Ziegel- und Schieferdeckung etc. Wir hatten uns alle Holzverbindungen und Fachmodelle selbst angefertigt. Es würde hier zu weit führen, wollte ich alles anführen, was die Lehrlinge lernten. Bis 1942 hatte ich die Schule inne, also sechs- unddreißig Jahre lang.

### Anerkennung und Enttäuschung

Im Jahre 1903 wurde hier das zweite Gauturnfest des Mecklenburg-Strelitzer Turngaues gefeiert. Dabei wurde mir wieder vieles übertragen: die ganze Ausschmückung der Stadt. Die Stadt prangte reichlich so schön wie 1959 zur Siebenhundertjahrfeier. Auch hatte ich beim damaligen Fest die Festrede im Klüschenberg zu halten. Die Begrüßung auf dem Markt hatte Bürgermeister Zander in längerer Ausführung übernommen.

Im Jahre 1906 trat ein Angebot an mich heran, durch Kirchenrat Krüger hier, als deutscher Pionier nach Reval (Rußland) zu gehen. Vorläufig sollte ich mich auf fünf Jahre verpflichten. Dreimal bin ich aufgefordert worden, da ich mich nicht entschließen konnte. Wenn

mir auch ein gutes Fixum angeboten wurde, so zog Rußland nicht. Denn als solches wählte ich Estland.

Im gleichen Jahr wurde die Freundschaft mit meiner jetzigen Frau wieder aufgenommen. Bis dahin hatten wir uns wohl heimlich in Verbindung gehalten, uns nun aber vorgenommen, uns öffentlich zu verloben. Meine Geschwister drängten mich dazu. Marie und ich waren uns einig, um die heimliche Zieherei zu vermeiden. Wir hatten uns unser festes Jawort gegeben, einerlei, wie ihre Eltern sich dazu stellen würden. Sollten ihre Eltern nicht einwilligen, so sollte Marie zu uns übersiedeln.

Doch mit Hartköpfen ist schlechtes Abschließen. Marie mußte mir ein von ihrem Vater in ihre Hand diktiertes Schreiben zuschicken. Nicht etwa eine kurze Absage, sondern schwere Anwürfe, ohne Wahrheit. Was hieraus wurde, darüber möchte ich schweigen. Gleichgültig habe ich es nicht hingegenommen. Dies bewog letzten Endes meinen Schwiegervater, trotz der Fürsprache vieler angesehenen Männer für mich, nicht nachzugeben. Der Alte wollte nicht. Er verkaufte Haus und alle Liegenschaften, um alles zu hintertreiben. Alle zogen nach Amerika.

#### 4. Verschiedene Reisen

##### Mit dem Flottenverein nach Skandinavien

Im Jahre 1906 machte ich mit dem Flottenverein eine Reise nach Dänemark und Schweden. Von Warnemünde ging es mit dem Fährschiff nach Gedser und von dort mit der Bahn durch die Insel Seeland nach Kopenhagen. Unterwegs auf See wurde den vielen Fischen Nahrung verabfolgt. Fast alle Passagiere spuckten aus, was in ihrem Innern nicht bleiben wollte. Abends, nachdem wir unser Quartier aufgesucht hatten, gingen wir ins Tivoli, wo ein wundervolles Konzert eines Streichorchesters von hundert Musikern mit vier Harfen stattfand.

Den nächsten Tag galt es die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, unter anderm auch die Frauenkirche mit der lebensgroßen Marmorfigur des segnenden Christus von Thorwaldsen. Dann ging es nach Klampenborg, welches gleichfalls besichtigt wurde.

Am nächsten Tag ging es mit Kremsern nach Helsingör. Von hier aus brachte uns der Dampfer über den Sund nach Helsingborg (Schweden). Nach kurzer Begrüßung seitens der schwedischen

Behörde wurden wir ins Hotel geführt und zu einer großen Festtafel eingeladen. Nach dem Essen machten wir noch einen Bummel in die nähere Umgebung. Am Spätnachmittag fuhren wir nach Kopenhagen zurück. Und von da ging es ins Quartier.

Am nächsten Vormittag ging es wieder mit dem Fährschiff nach Warnemünde, und jeder fuhr in seinen Heimatort zurück. - Bemerkenswert möchte ich noch, daß fast jeder dritte Däne neben seiner Muttersprache auch deutsch sprach.

### Zum Deutschen Turnfest nach Frankfurt am Main

Solange ich jung war, hatte ich mir eine Reisesparkasse angelegt, in die jedes irgendwie nicht gebrauchte Geldstück wanderte. Ich hatte außer meinen sonstigen Einnahmen (aus dem Geschäft) die Schule und drei verschiedene Versicherungen, aus denen ich manchen Groschen zurücklegen konnte. Alle zwei Jahre habe ich eine größere Reise gemacht.

Die Turnerei war mir durch meinen Vater in Fleisch und Blut übergegangen. Im Jahre 1908 reiste ich zum großen Deutschen Turnfest nach Frankfurt am Main. Ich mußte erst nach Hamburg fahren, wo unser Kreis gesammelt wurde und von wo es mit dem Extrazug über Marburg nach Frankfurt ging. Die meisten Turner kamen dort in Massenquartiere, außer den Wettkämpfern und den alten Herren. Unser Quartier wurde uns gleich nach der Ankunft und einer kurzen Begrüßung überwiesen. Des Abends fanden die offizielle Begrüßung, die Übergabe des Bundesbanners und ein großes Konzert in der neuerbauten Festhalle statt. Ein über tausendfünfhundert Mann starker Sängerkorps sang die große Hymne "Friedrich Rotbart" - mit Orchesterbegleitung (Hornmusik mit acht Kesselpauken).

Am andern Tag (einem Sonnabend) war Besichtigung der Stadt, und Probefreübungen fanden statt. Des Abends ging's rechtzeitig in die Falle, um am nächsten Tag ausgeruht zu sein.

Am Sonntag, den 19. Juli, war der Hauptfesttag, ein großer Festzug von mehr als tausend Turnern und Turnerinnen und vielen Festwagen. Im Festzug waren die fünfzehn deutschen Kreise und weiter Holland, Belgien, Luxemburg, Schweden, Amerika und Afrika vertreten. Nach dem Einzug auf der Festwiese und nach kurzer Pause fanden die allgemeinen Freübungen der mehr als viertausend Turner statt, hierauf das Geräte- und das Wettturnen der Turner und Turnerinnen.

Die nächsten Tage galten den Turnfahrten. Ich machte vier Fahrten mit: Taunus mit Feldberg, Niederwald mit Wiesbaden, Odenwald mit Heidelberg, Metz und die Schlachtfelder von 1870 (Vionville, Gravelotte, Mars-la-Tour etc.). Ein hoher Offizier von der Metzger Garnison wurde uns beigegeben und machte die Führung und den Vortragenden.

Alles in allem war es ein erhebendes Fest, ohne die geringste Trübung und ohne Mißklang. Hieran anschließend war die Rückreise. Ich reiste über Trier und Luxemburg (überall mit kurzem Abstecher) nach Köln, dem Sauerland, Solingen, Wuppertal und Münster (wie vorhin gesagt, mit Abstechern) über Hannover und Berlin nach der Heimat.

### Zur Weltausstellung nach Brüssel

Zwei Jahre waren wieder mal herum. Eine ganz besondere Freude wurde mir 1910 zuteil, welche mir über den Kummer hinweg half. In diesem Jahr erließ der Hansabund von Deutschland ein Bewerbungsschreiben für junge intelligente Handwerker, die pekuniär nicht in der Lage waren, die Brüsseler Weltausstellung zu besuchen, die in diesem Jahre stattfand. Es mußten allerlei Zeugnisse und Papiere eingeschickt werden. Ich hatte ein wenig gezögert, mich rechtzeitig zu melden. Die einzige Verpflichtung war, ein bis zwei Ortsvorträge hierüber zu halten und einen Bericht an den Hansabund einzusenden. Zweimal wurde ich wegen Überfüllung der Zahl der Bewerber zurückgewiesen. Doch ich ließ mich nicht irre machen. Ein drittes Mal hatte ich Erfolg. An einem Tage - ich saß gerade am Mittagstisch - erhielt ich ein Telegramm, daß ich mich am zweiten Tag nach Aufforderung des Abends gegen elf Uhr im Wartesaal zweiter Klasse im Aachener Hauptbahnhof einfinden solle. Ein zweites dringendes Telegramm ging mir gleich danach zu (da ich sofort Rückantwort gegeben hatte), und hundertfünfzig Goldmark wurden mir gebracht.

Nun war die Freude groß. Der Mecklenburgische Kulturbund bot mir zu gleicher Zeit, da die es erfahren hatten, eine größere Summe an. Doch sollte ich im nächsten Jahre (1911) dreiunddreißig Vorträge in den Städten Mecklenburgs halten. Ich hätte auch zugesagt, wenn die weiteren Entschädigungen besser gewesen wären.

Ich hatte mich trotz der Ungewißheit, nach Brüssel zu kommen, schon im Frühjahr französischen Studien hingegeben. Also: Mut und

Glück hilft stets ein Stück. - Nun hieß es, im Galopp alles zu ordnen und zu packen.

Es klappte alles wunderbar. Pünktlich meldete ich mich in Aachen. Dort wurden alle Formalitäten vorgenommen. Der Paß wurde ausgehändigt, Geld umgewechselt, und ab ging es im Sonderabteil nach Brüssel.

Wir wurden dort durch den deutschen Konsul begrüßt. Quartierkarten wurden in Empfang genommen, und jeder suchte sein Quartier auf. Wir waren ungefähr hundert Handwerker aus allen deutschen Gauen. Ich fand gleich Anschluß bei einem Dresdener Buchbindermeister. Wir waren zwei gleichgesinnte Kumpane und wohnten auf Nachbarschaft. Wir waren die ganzen Tage zusammen. Der erste Abend wurde als Gesamtdeutscher Abend gefeiert, mit Abendessen, Musikvorträgen und allgemeinen Hinweisen zur Ausstellung selbst. Die anderen Tage war es jedem selbst überlassen, frei zu wählen. Am dritten Abend war wieder ein gemütliches Beisammensein mit Konzert und Vorträgen.

Die deutsche Leitung hatte es vorgezogen, ein eigenes Heim einzurichten, in Form eines deutschen Gutshofes. Er bedeckte dreißigtausend Quadratmeter und fünftausend Quadratmeter Gartenanlagen. Die eigentliche Ausstellung bestand aus dem Deutschen Haus, dem Weinrestaurant, dem Münchener Haus, der Eisenbahnhalle, der Kraftmaschinenhalle, der Halle für landwirtschaftliche Geräte, der Hauptmaschinenhalle, der Halle für Ingenieurwesen, der allgemeinen Industriehalle, der Kulturhalle, der Raumkunst- und Gewerbehalle etc.

Ausgestellt hatten offiziell fünfundzwanzig Staaten. Weiter gab es fünfzehn bis zwanzig weitere kleine Ausstellungen. Man konnte wohl behaupten, ohne die anderen Ausstellungen zu schmälern, daß die deutsche Ausstellung etwas Einzigartiges war. Im einzelnen hierauf einzugehen, übersteigt weit diesen Rahmen. In Halle fünf zeigte uns ein Ingenieur eine große hydraulische Presse. Er legte einen Bleiklumpen von ungefähr zehn Zentimeter Durchmesser auf den Tisch, und mit einem Druck wurde der Bleiklumpen zu Papierstärke gedrückt. Ein zweites Mal legte er seine Taschenuhr auf den Tisch und legte eine kleine Fliege darauf. Er schaltete ein, und die Fliege war breit gedrückt, doch dem Uhrglas war nichts anzusehen.

In der belgischen Ausstellung war auch eine Kinderbrutanstalt ausgestellt mit Frühgeburten von sechs Monaten an, die alle künstlich ernährt wurden, was wir jetzt fast in jeder größeren Stadt haben.

In der Ausstellung selbst habe ich fast fünf Tage zugebracht. Den ersten Tag wohnte ich bei einem deutschen Hotelwirt. Der gute Mann meinte es zu gut mit mir. Er dachte, ich wäre ein Großmogul, der steif mit Goldstücken gespickt sei. Ich zog aus und zog zu einer französischen Familie, zu einer Witwe, die zwei hübsche Töchter hatte. Dort wohnte ich um ein Drittel billiger wie bei dem Landsmann. Einen Hausschlüssel bekam ich nicht mit. Ich mußte klingeln, und eine der Töchter empfing mich in tief dekolletiertem Nachthemd und brachte mich rauf zur Stube. Die Damen konnten fast kein bißchen Deutsch, doch ich habe mich gut mit ihnen verständigen können.

Nach dem sechsten Tage reiste ich mit meinem Kameraden aus Dresden nach Antwerpen. Dort hatten wir wieder viel Glück. Dort trafen wir einen alten Herrn am Hafen beim Schloß zum "Ollen Steen". Er mochte gegen sechzig Jahre alt sein. Er erzählte uns, er wäre Großkaufmann gewesen. Er hätte zwei Söhne, der eine sei Konsul in Argentinien. Der andere Sohn war in Kiel an einer Bank als belgischer Vertreter.

Es war vormittags gegen neun Uhr. Der Herr war ein echter Flame und sprach nur flämisch. Ich frug ihn: "Parlez vous français, Monsieur?" - "No, no, verstaat nich." - Nun frug ich ihn, ob er Plattdeutsch verstünde, und so kamen wir ins Gespräch und konnten uns verständigen. Ich mußte den Dolmetscher nach beiden Richtungen machen, denn der Dresdener verstand von beiden Sprachen nichts. Fast einen dreiviertel Tag führte uns der Herr herum. Zuerst führte er uns nach der St. Marien Kathedrale, wo eine katholische Hochmesse stattfand: ein feierlicher Umzug mit vielen katholischen Würdenträgern und dem Kardinal an der Spitze, alle in goldenen und silbernen Brokat-Ornaten. Dies war ein einmaliges Erlebnis für uns. Die Kathedrale ist der größte Stolz jedes Antwerpener - neben dem Hafen. Wir wollten das Museum-Plantin Moretus besichtigen. Es war das Haus eines Freundes von Rubens, des größten Malers Antwerpens. Leider reichte die Zeit nicht aus, und unser Führer mußte uns verlassen. Wir waren ihm zu großem Dank verpflichtet.

#### Zur Tagung des Flottenvereins nach Warnemünde

Im Jahre 1909 wurde ich von hier als Delegierter des Flottenvereins nach Warnemünde zur großen Tagung gewählt. Es gab freie Reise und etwas Tagegeld. Die Tagung dauerte zwei Tage. Der erste

Tag galt der Vorbesprechung, einem großen Festessen und danach der Tagung. Als Tischnachbarn beim Essen hatte ich linksseitig Professor Stötzer aus Bützow, rechtsseitig Kapitänleutnant Freiherr von Wangenheim, der als Kommandeur eines Kreuzers in Warnemünde vor Anker lag. Durch diesen Herrn wurden wir, ich und zwei andere Herren, eingeladen, den Kreuzer zu besichtigen. Wir wurden mit einem kleinen Boot herangebracht an den Kreuzer. Nun wurden wir unter Führung des Herrn von Wangenheim dazu gebracht, den Kreuzer von oben bis unten zu besichtigen. Der zweite Tag galt als der Haupttagungstag und gleichfalls auch als Schlußtag. Am Spätnachmittag ging es heim.

## 5. Erlebnisse daheim

### Besuch aus Amerika

Im Frühjahr kramte ich mal in alten Briefen der Eltern rum und fand einen Brief von 1902 heraus. Durch diesen angeregt, nahm ich eine Korrespondenz mit einer Cousine meines Vaters auf. Briefe gingen nun hin und her. Im Jahre 1905 frug die Tante bei meinem Vater an: Ich hätte in ihr durch meinen Brief ein solches Heimweh erweckt, und sie wäre zu gerne noch einmal in ihrer alten Heimat zu Gast gewesen. - Mein Vater lud sie ein, uns zu besuchen, und sie solle ihre Reise so einrichten, daß es sich lohne, wenn ihre Mittel es erlauben würden. Im Sommer 1906 traf sie ein. Als neunjähriges Kind war sie in den 1850er Jahren mit ihren Eltern nach drüben gegangen. Sechsfünfzig Jahre waren seit dieser Zeit vergangen. Doch wußte und kannte sie jedes Haus noch, wer seinerzeit drin gewohnt hatte. Elf Kinder hätte sie von ihrem Manne gehabt, die fast alle damals noch lebten. Dreimal wäre sie mit ihrer Familie vertrieben worden. Immer hätten sie von vorne anfangen müssen. Alle Kinder wären in sehr geachtete Stellungen gekommen. Sie blieb sechs Wochen hier in Deutschland. Von hier besuchte sie ihres Mannes alte Heimat in Hessen. Sie wollte mich so gerne bei der Rückfahrt mithaben, auch die halben Überfahrtkosten bezahlen. Daran scheiterte es. Ich mußte darauf verzichten, weil Vater es nicht bezahlen wollte und konnte.

Ihre Tochter Ida Eisenbach besuchte uns 1910 eineinviertel Monate, und ihre Nichte Ella Eisenbach studierte in den letzten Jahren vor dem Kriege in Berlin Musik. Ida hat uns nach dem Kriege

1919 sehr unterstützt und in den Jahren der Inflation viel geholfen, so daß sie bei uns allen in treuem Andenken ist. Vor einigen Jahren verstarb sie.

### Eine Sedanfeier und ihre Folgen

Früher, seit 1871, wurde alle Jahre in Erinnerung des Krieges und der Gefangennahme des französischen Kaisers die Sedanfeier als Volks- und Heimatfest begangen. Als 1911 schon dunkle Wolken am politischen Horizont über uns schwebten und eine gedrückte Stimmung unter den Völkern herrschte, war es das letzte Mal, daß dieser Tag hier gefeiert wurde. Am 1. September war der Fackelzug und das Abbrennen eines Holzstoßes. Es war üblich, eine Ansprache zu halten und mit einem Hoch auf Kaiser und Reich ausklingen zu lassen - und auch auf unsern Landesfürsten. Keiner fand sich, der den Mut aufbrachte, die Festrede zu halten. Nun trat der Festausschuß an mich heran, ob ich dies nicht übernehmen wolle.

Ich willigte ein. Ich hatte mir das kleine Gedicht "Auf Arkonas Bergen steht ein Adlerhorst" als Kernpunkt meiner Ansprache zu Grunde gelegt. Wie ich mit den Ausführungen zu Ende war, wurde das Deutschlandlied gesungen und ein Hoch auf Kaiser und Reich ausgebracht. Nun stieg ich runter vom Podium. Beim Singen des zweiten Verses, bei "deutsche Treue", bekam ich einen Steinwurf von Faustgröße vorne an die Stirnplatte.

Man trug mich für tot nach Hause, und drei Tage habe ich besinnungslos gelegen. Eine Schmarre kündigt noch heute von diesem Denkkettel. Die Rede liegt noch (1962) im Wortlaut vor.

### Die Amerikareise der Braut

Um seitens meines Schwiegervaters alles zu hintertreiben, wurde von dem Alten ein Plan ausgeheckt, der von allem andern als von gesundem Nervenverstand kündigt. Alles wurde verkauft, wie schon erwähnt, und es ging 1912 ab nach Amerika. Wie alte Sprichwörter meist noch immer die Wahrheit behalten, so auch hier. Wie heißt es doch: "Wenn dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis und bricht sich das Bein!" "Alte, noch tragbare Bäume soll man nicht verpflanzen, sie gehen doch ein!" - Zwei Menschen, alt, in den siebziger Jahren, die niemals aus dem Heimatort gekommen waren, suchten eine neue Heimat, nur aus Trotz. Und wer sein Geld plumpsen hören will,

werfe es ins Wasser. Letzteres wurde gemacht. Ungefähr zehntausend Mark gingen dabei drauf. Und das geschah in der neuen Heimat. Die Mutter hat es nicht lange überstanden, ihren letzten Lebensrest noch in fremdem Lande zuzubringen, es glückte nicht.

Im Februar 1913 kehrte die ganze Familie zurück zum alten Heimatort, um vieles ärmer, um vieles leichter. - Meine Großmutter sagte immer: "Wat tosam'n kamen sall, kümmt tosam'n, un wenn de Düüwel dat mit de Schuwkarr tosamem karren sall." - Wie Marie einen Tag hier war, bat sie brieflich um eine dringliche Aussprache, die ich ihr auch gewährte. Das Resultat war Verlobung auf Drängen von Marie. Wieviel wäre der Familie erspart geblieben an Ärger, an Mühsal und noch mehr an Geld, hätten die Eltern nicht Wände einrennen wollen. Angesehene Bürger suchten vergeblich zu vermitteln.

### Meisterprüfung und Heirat

Marie wurde nun von ihren Eltern verstoßen und enterbt. Doch zu Pfingsten wurde die Verlobung öffentlich, aber in aller Stille gefeiert. Rat wurde geschaffen, daß Marie auch ein provisorisches Heim hatte. Sie zog mit ihrer Schwester zusammen und betrieb die Schneiderei.

Am 24. Juli 1913 machte ich meine Meisterprüfung, und am gleichen Tage wurde durch Landgerichtsbeschluß der Vater verurteilt, seiner Tochter Marie ihr sehr bescheidenes Pflichtteil bar auszubehalten. Ich enthalte mich jeglicher weiterer Ausführungen, wie die Eltern ihre eigene Tochter um Elternliebe und um alles betrogen.

Am 26. September 1913 wurde die Hochzeit in kleinstem Kreise, gleich der Verlobung, in unserem Hause gefeiert. Nun zogen wir in unser eigenes Heim. Mit dem 1. Januar 1914 übernahm ich das Geschäft meines Vaters. Aussteuer hatte ich teils selbst gemacht, teils halbfertig bezogen und ganz gemacht. Meine Eltern halfen, soviel sie konnten. Ich lieh mir von der Bank sechshundert Mark Betriebskapital, da mein Schwiegervater uns nicht helfen wollte, um Holz und anderes einkaufen zu können. Die sechshundert Mark konnte ich am 1. Januar 1915 schon wieder zurückzahlen.

### Mutters Tod

Am 26. April 1914 starb unsere liebe Mutter nach langem Leiden. Was sie uns allen war, möge folgendes Gedicht besagen:

In memoriam meae matris

Alt und grau bist Du geworden,  
Du mein liebes Mütterlein.  
Quälten Dich auch oftmals Sorgen,  
doch Du warst ja nie allein.

Groß war ja Dein Kindersegen.  
Niemals durftest rasten Du.  
Mußttest fleißig Hände regen,  
bis Du gingest ein zur Ruh.

Warst dem Gatten treue Stütze,  
teilstest mit ihm Freud und Leid,  
uns der Edelstein und nütze,  
Hort und Zuflucht allezeit.

Niemals kann ich Dein vergessen,  
Dich, mein liebes Mütterlein.  
Ich behaupte unvermessen,  
Du warst unser Sonnenschein.

Hegtest, pflegtest uns ja alle,  
nähtest unsere Bux un Jack,  
und das nur im Intervalle,  
denn wir waren Dir nur Plack.

Schwer im Alter war Dein Leiden,  
lange, lange warst Du krank,  
und dahin die Lebensfreuden,  
bis Dein Lebensmut Dir sank.

Mit Geduld hast Du getragen,  
was Dein Herrgott Dir auch gab.  
Waren es auch trübe Tage -  
Gottes Glaube, bis ins Grab.

\*\*\*\*\*

## 6. Der Erste Weltkrieg und die Nachkriegsjahre

### Kriegsbeginn

Im August 1914 brach der Erste Weltkrieg aus. Alles eilte zu den Fahnen. Mit einem Schlage lag alles Geschäftsleben lahm. Mitte August bekam ich die ersten Heereslieferungen zugewiesen. Nun hieß es mit Volldampf sechzig Stück Holznabenräder herstellen. Mit einem Lehrling und einem Hilfsarbeiter mußten sie zur bestimmten Zeit fertig sein. Dann kamen fünfzig Stück eschene Deichselstangen. Die Sabelsche Forst lieferte das Holz dazu.

Im September 1915 wurde ich acht Wochen eingezogen, zum zweiten Garde-Feld-Artillerie-Regiment Potsdam. Doch da ich nur garnisonsverwendungsfähig war, wurde ich nach dieser Zeit zur Heimat beurlaubt und später ganz entlassen.

Da ich nun wieder zu Hause war, bekam ich fünf neue Feldwagen zu machen. - In der zweiten Hälfte des Weltkrieges waren die meisten Handwerker eingezogen. Nun war ich allein hier am Ort, und auch der Umgegend hatte ich auszuhelfen. Es ging nun von morgens vier Uhr bis abends neun Uhr, sonntags wie feiertags. Die Militärarbeiten mußten immer bis zum Termin fertig sein. Hilfskräfte waren knapp. Doch tröstete ich mich damit, daß ich noch immer unter Dach und Fach war, im warmen Bett schlafen konnte und bei meiner Familie war, während meine Kameraden im Dreck liegen mußten.

### Meine Kinder

Am 25. August 1914 schenkte mir meine Frau den ersten Sohn Hans. Große Freude war nun im Hause. Im Jahre 1915 wurde mir der zweite Sohn geboren, der nur eineinhalb Tage lebte.

Am 8. Januar 1916 wurde mein Sohn Hans schwerkrank an Kruppdiphtheritis. Er wurde vom hiesigen Arzt nach dem Neustrelitzer Krankenhaus überwiesen. Ich fuhr mit der Bahn frühmorgens mit dem ersten Zug hin und mußte meinen Sohn bei neun Grad Kälte und Schneetreiben zum Krankenhause schleppen. Ich hatte meinen Jungen fest eingewickelt, und wie ich im Krankenhause ankam, war mein Junge erstickt. Das Herz und der Puls arbeiteten nicht. Der Arzt Dr. Drotten sagte mir, mein totes Kind solle ich nur gleich zurücknehmen. Doch versuchte der Arzt auf meine inständige Bitte, das Kind ins Leben zurückzurufen. Anfangs ohne Erfolg. Auf den Knien

liegend habe ich unsern Herrgott angerufen. Der Arzt mußte es auf ganz energisches Bitten ein viertes Mal versuchen, ihn ins Leben zurückzubringen. Obgleich widerwillig, gab er meinen Bitten nach. Viel Kraftanstrengung war seitens des Arztes nötig. Die eiserne Lunge kannte man damals noch nicht.

Langsam fing das Herz an zu arbeiten, der Puls und andere Funktionen desgleichen. Nun konnte mein Kind durch Kehlschnitt operiert werden und wurde geheilt. Was ich in den Stunden durchgemacht habe, kann nur der ermessen, der in ähnlicher Situation gewesen ist. - Mein Kind gesundete und ist ein großer, kräftiger Mensch geworden, der mir schon viel Freude im Leben bereitet hat.

Am 13. November 1916 wurde mein dritter Sohn Eberhard geboren. Der vierte Sohn Friedrich wurde am 19. April 1920 geboren. - Mein Herzenswunsch und der meiner Frau ging nicht in Erfüllung: ein Mädchen zu bekommen. Und womöglich ein halbes Dutzend Jungs in die Welt zu setzen, durfte ich meiner Frau nicht zumuten. Da sie schwächlich war, hatte ich allen Grund, sie zu schonen.

### Kriegssorgen

Harte Zeiten waren auch für mich die beiden letzten Kriegsjahre. Morgens in aller Frühe galt es, für meine Leute hier Arbeiten vorzubereiten. Dann wurde Frühstück gemacht und Kaffee getrunken, und um acht Uhr ging's auf die Dörfer, dort einen alten Scharwerker anzuleiten, für die notwendigsten Arbeiten, die er machen konnte, Rat zu geben und etwas zu helfen. Zu Mittag war ich meist per Rad zurück, um auch hier weiter zu schaffen. Oft kam ich auch erst abends zurück. Obgleich es das verrufene Rübenjahr war, wo alles mitgemacht wurde, gehungert haben wir nicht. Ich sorgte für Fleisch und für Körner. Bepackt kam ich oft erst sehr spät nach Hause. Meine Leute konnten nicht über etwas klagen. Manches Körnlein habe ich damals zu meinen Verwandten im Rheinland geschickt.

Wenn auch manche Arbeiten zum Teil mit Kriegsanleihe bezahlt wurden, so hatte ich doch unsere Grundstücksschulden am 1. Januar 1919 abtragen können.

Manche Fehde hatte ich in den letzten Jahren des Krieges auszufechten. Alle irgendwie waffenfähigen Männer waren ja eingezogen. Viele, viele, namentlich Frauen, kamen mit Wünschen und Beschwerden, die ich bei den Behörden auszufechten hatte. Von den

Behörden bekam ich oft Verwarnungen; man würde mich zur Front schicken, wenn ich dies nicht unterließe. Doch ließ ich mich nicht irre machen. Ich sprach ja nicht allein für mich. Einmal hatte ich sogar einundzwanzig Frauen hinter mir, für die ich etwas auszubaden hatte.

### Nachkriegszeit und Politik

Wie der Krieg zu Ende war, hieß es alle Kräfte sammeln. Ich stellte mit einigen Männern Flugblätter zusammen, die an Vertrauensleute geschickt wurden, um überall in unserem Lande Ortsgruppen für eine wirtschaftlich-politische Partei, die sogenannte Mittelstandspartei, zu gründen. Mecklenburg-Strelitz war ein selbständiger Staat geworden. Ein Landtag mußte zusammengestellt und gewählt werden. Dazu gehörten Vorbereitungen. Wenn es einige politische Kräfte versuchten, die Macht zu nehmen, so versuchten auch wir, es in die Hand zu nehmen und Handwerker, Kaufleute, Kleinlandwirte und rechts stehende Arbeiter und Beamte zusammenzufassen und eine Partei zu gründen, so daß wir ein geschlossenes Ganzes wurden.

Alle Sonntage bin ich gereist und habe überall Vorträge gehalten und zum Sammeln geblasen. Es glückte überall. Oft wurde mir gedroht, Schläge zu empfangen, wenn ich käme. Doch ließ ich mich nicht irre machen. Keiner hat mir ein Haar gekrümmt. Ich selbst habe mich nie in den Vordergrund gestellt, zum Landtag gewählt zu werden. Mir war darum zu tun, daß wir ein Ganzes wurden. In fast allen Städten von Mecklenburg-Strelitz habe ich Vorträge gehalten.

Es gelang uns, vier, später fünf Landtagssitze im Landtag zu bekommen. Die Deutschnationalen kamen zu mir und wollten bei uns Unterschlupf suchen. Ich habe sie aber abgedrängt. Es waren im ersten Landtag vier Parteien, die vertreten waren, und wir waren stets das Zünglein an der Waage, wenn etwas durchgesetzt werden sollte. Ich hatte genug mit der Werbung zu tun.

Dies konnte ich alles tun, ohne mein Geschäft zu versäumen. Denn mein Geschäft war mir lieber wie ein Landtagsmandat. Und wenn etwas auf dem Spiele stand, so war der Landesverband ja da, den wir zusammengefügt hatten, um Beschlüsse durch unsere Abgeordneten durchzusetzen.

## Vereinswesen

Da die Turnerei durch den Krieg ins Stocken geraten war, traten drei junge Leute an mich heran: Ich möchte doch versuchen, den Turnverein wieder ins Leben zu rufen. Mit einer Stamm-Mannschaft von neun jungen Männern fingen wir an. Innerhalb von vier Wochen waren es fast fünfzig praktische Turner, und im Spätsommer waren es fünfundachtzig praktische Turner. Wir turnten zweimal in der Woche, dienstags und freitags. Von sechs bis acht Uhr abends hatte ich Schule, und um halb neun war ich auf dem Turnplatz. Meine fünfundachtzig standen ausgerichtet da. Es ging sehr straff her. Zuerst mußte ich mir fünf Vorturner heranbilden. Die Jugendgruppe übernahm ich selbst.

Im Herbst gründete ich eine Frauenabteilung. Es waren meist junge Mädchen im Alter von siebzehn bis fünfundzwanzig Jahren. Im Januar 1921 machte ich einen siebentägigen Kursus für Frauenturnen in Kiel mit. Die Kosten bestritt der Rat der Stadt.

Fünfundzwanzig Mädels und zwei verheiratete Frauen traten an. Mehr konnte ich nicht übernehmen, da ich als Vorturner anfangs allein stand. Später bildete ich mir zwei Vorturnerinnen heran. Ich fertigte dreißig Keulen und ebensoviele Stäbe an. So ging es flott vonstatten mit unserer Kunst. Wir turnten mittwochs.

Ich muß erwähnen, daß bei der Männerabteilung und (noch weniger) bei der Frauenabteilung kaum je einer fehlte. Sie mußten schon krank und bettlägerig sein. Wenn ich auch sehr strenge war in der Schule oder bei meinen Turnern, es ging doch alles in freundschaftlicher und väterlicher Weise vor sich. Wir waren eine Familie, beim Männer- wie beim Frauenturnen.

Mit einem Liede wurde angefangen und auch Schluß gemacht. Nach Schritt-Übungen folgten Geräteturnen mit einem Wechsel nach vorgeschriebenen Übungen und dann abwechselnd Freiübungen und Spiele. Auch Liedereinübungen, mit Konzertflöte von mir, fanden statt. Als Spezialität stellten wir bei Festaufführungen frei stehende Pyramiden, oft von dreißig bis fünfzig Turnern, vier Mann übereinander.

Im Winter 1922/23 wurde ich schwer krank durch eine Erkältung beim Turnen. Der Arzt verbot es mir, wenn meine Gesundheit mir lieb wäre und ich mich meiner Familie erhalten wolle.

Nun schrumpften meine beiden Abteilungen rapide ab. Doch ich war es meiner Familie schuldig, aufzuhören. Auch war alles frei-

willig, ohne die geringste Entschädigung. - Im vergangenen Jahr (1961) bekam ich von einem Turner, den ich als Turner angeleert hatte, einen Brief aus Hildesheim, der es noch schilderte, mit welcher Mühe und Sorgfalt ich ihn angeleert hätte (gleich anderen), trotz meiner körperlichen Fehler, und wie ich mit ihnen die Turnerlieder mit der großen Flöte einstudiert hätte. Auch andere schrieben öfter mal.

### Die Inflation

Im Jahre 1924 endete die glorreiche Zeit der Inflation. Sie setzte 1919 gleich nach dem verlorenen Kriege ein. Hatte unsere Mark bis dahin noch ihren Wert, kursmäßig auch im Ausland, behalten, so setzte infolge des verlorenen Krieges, wo die Geldgeber und namentlich die Geldjuden wie Aasgeier über uns herfielen, um uns die Gurgel allmählich zuzuschnüren, eine schnelle Entwertung ein.

Die Lappenwirtschaft begann. Im Jahre 1920 galten hundert Papiermark 5,80 Goldmark. Im November 1922 galten zehntausend Papiermark 6,18 Goldmark, Anfang 1923 waren zehn Milliarden Papiermark eine Goldmark, und Ende 1923 war gar eine Billion nur noch eine Goldmark wert. (Schreibe: 1 Billion gleich eine 1 mit 11 Nullen). Ein Zentner Korn kostete 1913 (Friedenspreis) 9,50 Mark. Im November 1923 kostete ein Zentner Roggen neuntausendundfünfzig Millionen, ein Pfund Fleisch dreitausendzweihundert Millionen, ein Drei-Pfund-Brot achthundertzehn Millionen und ein Zentner Kartoffeln fünfhundertvierzig Millionen Mark. Wollte man um diese Zeit (1923) ein Brot vom Bäcker holen und man hatte nur Millionen-Scheine, so benötigte man einen Waschkorb dazu.

Ich machte im November 1922 einen zweispännigen Arbeitswagen für einen Wucherpreis. Doch konnte ich für den Wagen ein Pfund Zucker kaufen. Damit war für mich Schluß, gegen Lappen größere Sachen herzustellen. Für die Landwirte arbeitete ich nur gegen Korn.

Mit dem 1. April 1924 kam die Rentenmark, die den Kurs hielt. Und damit hörte der Valuta-Schwindel auf.

Da wir nun wieder auf feste Grundlagen kamen, hob sich die Wirtschaft allmählich, und es traten einigermaßen geordnete Verhältnisse ein.

Im Jahre 1924 berief mich die Schweriner Handwerkskammer zum Gesellenprüfungsvorsitzenden für den Kreis Stargard und zugleich zum Vertrauensmann für diesen Bezirk.

Während der Inflation hatte die Regierung im Jahre 1921 den Handwerkern einen Kredit von zwei Millionen Mark gegeben. Für Stargard war ich ja Vertrauensmann hierfür und konnte in dringlichen Fällen bis zehntausend Mark bewilligen, wenn Sicherheit gegeben werden konnte. Gar mancherlei habe ich dabei erfahren. Einmal kamen zwei Handwerker zu mir und wollten Geld haben. Der eine wollte sogar für den andern bürgen und dieses wechselseitig. Da sie beide keine andere Bürgschaft aufbringen konnten, ließ ich sie abblitzen.

Ab 1924 hatte ich von der Handwerkskammer die leider nur ein Dreivierteljahr währende Auszahlung an über sechzig Jahre alte Handwerker, eine monatliche Auszahlung von zwanzig Mark zu machen. Doch mußte die Handwerkskammer die Zahlung einstellen, da die Altersversicherung in Kraft trat.

#### Begegnungen mit Richard Wossidlo

Schon in früheren Jahren bekam ich öfters Besuch von dem späteren Professor Wossidlo in Waren. An einem Karfreitag war ich reisefertig und wollte zur Kirche gehen. Gerade wie ich aus der Tür trat, stutzte ich. Wer kam mir entgegen? Herr Wossidlo. Er stutzte gleich wie ich: "Wur will'n Se hen?" - "Dat sehn Se jo", war meine Antwort. - "Denn kam ich woll to schlichte Tiet? Hüüt wull ick recht väl mit Se kloehnen. Denn ward dat woll nicks?" - "Hüüt vörmiddag nich, öwer hüüt nahmiddag kann 't wat warden. Von halw tween an bün ick to spräken." - "Na, denn ward ick kamen."

Pünktlich war er zur Stelle. Bis halb fünf Uhr hatten wir gekloehnt. Nun brachte meine Frau drei Tassen und eine Kanne mit Kaffee und dem weiteren Geschirr, Kuchen und Milch, und sagte: "Herr Wossidlo, Se möten entschuldigen. Ick mücht Se to 'ne Tasse einladen. Se hewwen sich sicher den Mund all drög räd't." - Unser lieber Gast zierte sich zuerst ein wenig, doch grep he driest to. - Er meinte: "In Gesellschaft schmeckt 't doch ümmer bäter." Bis nach sechs Uhr wurde das Kloehnen noch fortgesetzt. Er verabschiedete sich gegen halb sieben Uhr mit dem Bemerken: "Dat hett sich hüüt lohnt." Er sagte jedoch nicht, warum. Mit Dank und dem Wunsch, ob er im Herbst mal wieder vör kommen könnte, schied er. Um dreiviertel sieben Uhr reiste er mit der Bahn nach Neubrandenburg ab.

Er kam später öfter mal. Im Jahre 1928, wie ich auch noch berichte, habe ich im Vaterländischen Frauenverein sein Stück

"Buern-Hochtiet" aufgeführt. Sein Bild übersandte er mir mit Dank am 26. Januar 1929.

Zudem möchte ich noch auf eines hinweisen. Ich habe das Jahr nicht mehr in Gedächtnis, ob es in den zwanziger oder den dreißiger Jahren war, da wurde mir durch Herrn Teuchert aus Rostock ein Fragebogen mit einhundertfünfundvierzig Fragen der Universität Münster vorgelegt und um Beantwortung derselben gebeten. Ich habe alle Fragen beantwortet, aber nichts wieder davon zu hören bekommen.

### Im Dienste des Handwerks

In den Jahren 1922 und 1923 habe ich zwei Meisterkurse für Stellmacher gegeben, einmal mit neun, das andere Mal mit sechs Teilnehmern. Das erste Mal waren es meist ältere, das zweite Mal meist jüngere Kollegen. Alle haben die Prüfung später bestanden, teils mit "gut", teils mit "genügend". Etwas später gab ich auch Stunden für einen Dachdecker, der mit "sehr gut" abschloß. Alle kamen an fünf bis sechs Sonntagen und hatten je sechs Stunden Unterricht.

Im Jahre 1924 wurde in Güstrow die Landesstellmacher-Innung für das Land Schwerin gegründet. Als Referenten sprachen der Obermeister der Reichsinnung und ich. Mir war es noch in letzter Stunde übertragen worden. Die Gründung fand im Hotel "Zum Erbgroßherzog" in Güstrow statt.

Die erste Reichsinnungs-Versammlung des Stellmacherhandwerks nach der Inflation fand im Jahre 1925 in Breslau statt. Als Delegierte von Mecklenburg-Strelitz wurden Kollege Kadow aus Friedland und ich dazu gewählt. Die Versammlung dauerte zwei Tage.

Breslau war seinerzeit eine echt deutsche Stadt, wie seit vielen Jahrhunderten von Jahren, wie der Breslauer Obermeister hervorhob: ein Eckpfeiler des Deutschtums, keine polnische Stadt, die sie nie gewesen sei. Er sprach in der Breslauer Jahrhunderthalle, welche zur Erinnerung an die Erhebung der Deutschen von 1813 erbaut wurde. Sie erhoben sich, um den Korsen Napoleon aus dem deutschen Lande zu vertreiben. Es fand uns (der Innungsversammlung) zu Ehren ein großes Orgelkonzert dort in der Halle statt. Die Jahrhunderthalle ist ein Kuppelbau mit (wenn ich recht unterrichtet bin) hundertsiebzig Metern Durchmesser und fast derselben Spitzhöhe.

## Eine Reise durch Schlesien

Von Breslau machten wir beide unsere Heimreise etwas ausschweifend über Waldenburg, Hallstadt, Friedland und Schlesisch-Weckelsdorf. Dort besichtigten wir die wundervollen Sandsteingebilde. Von dort ging's zu Fuß zur Elbequelle. Hier hatten wir eine eigenartige Begegnung. Sieben Mecklenburger-Strelitzer Männer trafen sich unverabredet an der Elbequelle, drei Friedländer, zwei Neubrandenburger, ein Woldegker und ich aus Stargard. Mit Elbquellwasser taufte wir uns gegenseitig. Nachher zogen wir getrennte Wege.

Kadow und ich reisten nun mit der Bahn von Weckelsdorf durch die Tschechei nach Trautenau und von dort mit dem Bus bis Hohenelbe. Von hier aus mußten wir zu Fuß nach der Schneegrubenbaude gehen, die am Fuße der Schneekoppe liegt. Nach einem Willkommen seitens des Wirtes stärkten wir uns durch ein kräftiges Abendbrot, weil wir ausgehungert waren. Wir erhielten zwei Spiegeleier mit Kartoffelsalat, Butterbrot und Käse und einen halben Liter echtes Pilsener Bier. Nun begaben wir uns nach einem Viertelstündchen Plauderei mit dem Wirt zur Nachtruhe. Wir hatten eine kleine herrliche Stube mit einem schönen weißen Bett. Eine stille, liebeliche Gegend, mitten im Walde gelegen und mit einem kleinen plätschernden Gebirgsbach zur Seite, versenkte uns in einen angenehmen Schlaf. Am andern Morgen gab es Frühstück wie üblich mit Bohnenkaffee etc. Nach Begleichung unserer Rechnung mit deutschem Gelde war der Gesamtbetrag 1,16 Mark. Die tschechische Krone stand in so niedrigem Kurs.

Nun ging es in aller Frühe hinauf zur Schneekoppe und auf deutsches Gebiet. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter. Da das Wetter etwas diesig war, hatten wir keine gute Fernsicht. Das Glatzer Gebirge südlich und das Erzgebirge westlich lagen trüb da. Nun ging es über den Kamm, bald aufwärts, bald abwärts an Krummhübel vorbei nach Oberschreiberhau, wo wir übernachteten. Wir hatten an dem Tage zweiundsechzig Kilometer Marschstunden gemacht, und das in einer Höhe von durchschnittlich tausendsechshundert Metern und darunter.

Nun ging es am nächsten Tage (das Kunstglasschleifen in Schreiberhau mußten wir uns versagen) über Hirschberg nach Görlitz, wo wir vier Stunden Aufenthalt hatten. Das schön gelegene Görlitz wurde kurz besichtigt. Nun ging es weiter mit der Bahn nach

Cottbus. Unterwegs wollte unsere elektrische Bahn nicht weiter, da der Strom ausgegangen war, und wir mußten über zwei Stunden auf freiem Felde Halt machen, bis eine Dampflokomotive von Cottbus uns befreite. Dort wurde auch die Nacht zugebracht, und am nächsten Tage ging es über Berlin der Heimat zu.

### Häusliche Probleme

Im Sommer 1924 wollte ich meiner Gattin eine Freude machen. Wir wollten Köln, Frankfurt am Main und Kassel besuchen. Es war eine vierzehntägige Reise geplant. Wir hatten überall Bekannte, die uns aufnehmen wollten. Doch es war eine verlorene Reise. Meine Marie, die streikte den dritten Tag in Köln, und wir mußten nach Hause fahren.

Im Mai 1926 wurde meine Marie schwerkrank. Ihr Gewicht ging auf knapp siebzig Pfund zurück. Der Arzt konstatierte Lungenschwäche. Er verlangte Schonung, Ruhe und Mastkur. Da sie hier keine Ruhe fand, gab ich sie nach Feldberg bei einer Försterswitwe in Pension. Sie sollte dort vier Wochen bleiben, hielt es aber nur drei Wochen aus. Jeden Morgen mußte sie ein Gemixtes nehmen, nämlich: ein rohes Ei, einen Eßlöffel Zucker, einen Teelöffel guten Schnaps und einen Kinderlöffel gereinigtes Glycerin, alles gut durchgequirlt, und einen Viertelliter Sahne pro Tag. - Es hilft jedem, wenn die Lunge nicht zu weit angegriffen ist. Sieben Patienten wurde durch dieses Mittel schon geholfen.

Was ich in diesen drei Wochen leisten mußte, war fast zu viel: drei Schulkinder in allem betreuen, waschen und plätten, Mahlzeiten fertig machen, Stuben und alles reinigen, die Werkstatt erledigen etc. Hilfe hatte ich von keiner Seite.

Durch die Inflation wurde meinen Schwiegereltern der Boden wohl zu heiß. Sie baten, um nicht ganz unter die Räder zu gelangen, um Verzeihung für alles. Durch Zuteilung von tausend Mark sollte ich in sein neues Haus, zu welchem sein Sohn von Amerika Geld geschickt hatte, Fenster, Türen, Treppen etc. einbauen. Die Arbeit war überall knapp, und nur das und andere Bedingungen brachten mich dazu, einzuwilligen.

Am 13. Januar 1927 starb mein Vater an Herzschlag. Damit wurde er von der irdischen Bahn abberufen. An seinem Grabe senkten sich sieben Fahnen der Mecklenburgischen Turner. Mehrere Nachrufe folgten ihm.

Mit dem Tode meines Vaters sollte ich das Haus übernehmen, mußte aber laut Testament meine fünf Geschwister abfinden.

### Nach Bayern und Österreich

Im Jahre 1925 besuchte mich ein alter Stargarder Freund aus München. Ich solle doch 1927 zu ihm kommen. Meine Sparkasse erlaubte es. Zweiundvierzig lebende Handwerke waren dort in München ausgestellt und viele, die sonst selten einer zu sehen bekam. Für mich eine lehrreiche Schau.

Von München aus wurde noch eine Reise über Garmisch-Partenkirchen nach Innsbruck unternommen. Von Mittenwald (dem Geigenbaurdorf), welches neunhundert Meter hoch liegt, geht die elektrische Bahn ab. Der Zug steigt fortwährend aufwärts. Nun ging es nach Scharnitz (hier Zollabfertigung), und nun ging es ins Österreichische hinein. Weiter ging es über Seefeld und Reith (hier der Gurgelbach-Viadukt, neunzig Meter lang, berühmt wegen der kunstvollen Anlage und der schönen Aussichten). Dann ging's durch den Martinswandtunnel, der über tausendachthundert Meter lang ist, nach diesem auf der Martinswand dicht an dem Punkt vorbei, wo Kaiser Maximilian I. von Österreich sich auf der Gemsjagd versteigen hatte und nach langem Suchen dort aufgefunden wurde (Karwendelgebirge). Nun kam noch einmal ein fünfzig Meter langer Tunnel, und wir hatten einen vollen Überblick über Innsbruck.

Die Bahn von Mittenwald ist eine der großartigsten Gebirgsbahnen, wie von hervorragenden Fachleuten anerkannt wird, mit wundervollen, teils schwindligen Anlagen und wundervollen Aussichten.

Wir rückten ein in die Hauptstadt Tirols (ungefähr siebzigtausend Einwohner). Sie liegt im Talkessel. Berühmt ist Innsbruck durch Andreas Hofer geworden und durch viele Sehenswürdigkeiten.

Von Innsbruck reiste ich mit der Bahn über Saalfelden und Zell am See (eine wundervolle Landschaft) nach Salzburg. Hier sah ich Mozarts Geburtshaus, Schloß Mirabell, Hohensalzburg und manches andere.

Von Salzburg ging es andern Tages nach Bad Reichenhall und weiter nach Berchtesgaden und zum Königssee. Derselbe soll einer der schönsten Alpenseen sein. Er ist acht Kilometer lang und ungefähr einen Kilometer breit, eingebettet in steil ansteigende Fels- und Waldwände. Wir machten eine einzugschöne Rundfahrt.

Da die vierzehn Tage zur Neige gingen, mußte ich mit Schmerzen an die Heimkehr denken, die nun über Passau, Leipzig, Berlin zur Heimat ging. Unvergeßlich blieb diese Reise.

### Wossidlos "Buern-Hochtiet"

Im Herbst des Jahres 1928 trat der Vaterländische Frauenverein nach längerer Pause wieder an mich heran, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Wossidlos "Buern-Hochtiet" sollte hier aufgeführt werden. Keiner wollte hierorts heran, und nun bat man mich, die Einstudierung zu übernehmen. Als Mitwirkende waren sechsendvierzig Personen nötig. Der Frauenverein, der mit dem Roten Kreuz zusammen karitativ arbeitete, veranstaltete alljährlich zum Besten des Roten Kreuzes und der Armen und Kranken eine Feier und verfolgte gleiche Ziele.

Es war keine leichte Aufgabe, alle sechsendvierzig Personen unter einen Hut zu bringen, alle Rollen einzuteilen etc. Ich übernahm es im Interesse der Sache und weil ich schon öfters Stücke einstudiert hatte. Das Stück dauerte zweieinhalb Stunden und glückte ausgezeichnet. Ich hatte mit Genehmigung des Verfassers noch kleine Abänderungen vorgenommen, wofür ich noch den Dank des Verfassers erntete. Zweimal haben wir das Stück aufgeführt, und eine schöne Summe konnte verbucht werden.

## 7. Meine Söhne

### Hans

Im Jahre 1929 wurde Hans zu Ostern konfirmiert. Als er dreizehn Jahre und Eberhard im elften Jahr war, trat ein Musiklehrer an mich heran. Ich möchte doch meine beiden Jungs, wenn sie musikalisch wären, zu ihm schicken, damit er ihnen Geigenunterricht gebe. Eineinhalb Jahre haben sie beide den Kursus mitgemacht. Eine Geige kaufte ich neu, eine Dreiviertel-Geige machte ich selbst für meinen jungen Eberhard, da mir das Geld den Augenblick knapp war. Diese wurde ausnahmsweise gut im Ton und wird heute noch gespielt.

Nach der Konfirmation lernte Hans in Neubrandenburg drei Jahre Feinkost und nach dem zwei Jahre theoretischen Buchungsbetrieb in Neustrelitz, wo er mit Buchungsmaschinen umgehen und Buchungsarbeiten lernte.

Da er nach seiner Abgangszeit und Prüfung keine passende Stelle als Gehilfe bekommen konnte, ging er zur neu gegründeten Luftwaffe. Er kam zur Fliegerschule nach Bad Sulza (Thüringen) und wurde später nach Kassel versetzt. Einige Jahre darauf wurde er nach Insterburg (Ostpreußen) versetzt, wurde dort aber krank durch das rauhe Klima im Winter und kam in die Lungenheilstätte nach Hannover. Er blieb dort einviertel Jahre und wurde dann vom Militärdienst entlassen. Nun bekam er hier in Neubrandenburg eine Zivilstellung bei der Wehrmachtsabteilung. 1942 wurde er abermals eingezogen und machte den Krieg noch eineinhalb Jahre im Westen mit.

Als der Krieg zusammenbrach, kam er in englische Gefangenschaft in Waterloo bei Brüssel. Er wurde in seinem Lager als Lagerführer und zugleich als Dolmetscher beim englischen Lagerkommandanten eingesetzt. Als Letzter verließ er mit einem Kameraden von Aurich das Lager und ging mit diesem dorthin. Weiteres mag er später selbst anführen.

#### Eberhard

Eberhard, der nach Abgang aus der Stargarder Volksschule zur Oberschule nach Neubrandenburg kam, ging dort 1933 mit dem Einjährigen-Zeugnis ab (Hans hatte ich den Schulbesuch freigestellt, doch der wollte nicht). Eberhard kam nun vier Jahre in die Lehre bei der AEG (Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft) in Rostock. Er hatte nach Abgang Studienfreiheit in einem Polytechnikum - durch zwei Prämierungen bei den Zwischenprüfungen. Leider wurde er durch den verlorenen Krieg davon zurückgehalten.

Nachdem er den Arbeitsdienst durchgemacht hatte, ging er in den Krieg und wurde dort zum Offizier bei den Panzern befördert. Im Kriege wurde er fünfmal verwundet und zweimal nach hier als tot gemeldet.

Doch am Kriegsende entkam er mit dem Lazarettsschiff von Königsberg, wo er im Lazarett lag, nach Kiel, ohne eine Gefangennahme durch die Russen, die ihn fast in der allerletzten Stunde noch abgefangen hätten.

1942 heiratete Eberhard Berta von Wenckstern aus Goldewin bei Güstrow. Zwei Wochen Flitterzeit wurden ihm damals gewährt, dann mußte er wieder zurück zum Schlachtfeld. - Das Weitere ist schon eben erwähnt.

## Friedrich

Friedrich wurde 1934 konfirmiert und verließ die Stadtschule. Er kam dann hier in die Tischlerlehre. Nach seiner Gesellenprüfung ging er nach Rostock und fand dort in einer Tischlerei Arbeit. Aber dort sagte ihm die Arbeit nicht zu.

Er fand 1938 in der Neptunwerft in Rostock eine Stelle als Technischer Zeichner. Da er in der hiesigen Gewerbeschule bei mir so viel gelernt hatte, konnte er die Arbeit gut ausführen. Alle meine drei Jungs hatten viel Talent im Zeichnen.

Bei Kriegsbeginn wurde er gleich von der Werftdirektion rekrutiert. Später wurde er dann doch für kurze Zeit zum Heeresdienst eingezogen und kam 1941/42 ein halbes Jahr nach der Nordostfront in Rußland. Im Frühjahr wurde er wieder zurück rekrutiert und kam nach der Vulkanwerft Königsberg, einer Schwestergesellschaft der Rostocker Werft. Hier blieb er bis Kriegsende und mußte dann fliehen zur Heimat. Im Spätsommer 1945 kam er dann nach hier zu seinem Vater.

Drei Söhne hatte ich im Felde, Eberhard wurde fünfmal verwundet und, zuletzt mit einem Splitter in der Lunge, zweimal totgesagt. Doch unser Herrgott gab mir alle drei zurück.

1957 schrieb mir einmal ein Arzt, Herr Dr. H. Hardt aus dem Hannoverschen, wenn ich drei solche Söhne hätte wie den Hans, so könnte ich stolz drauf sein und wäre reich durch solche Söhne. - Eberhard war einer der ersten Lehrer, die als "Verdienter Lehrer des Volkes" ausgezeichnet wurden.

## 8. Die Hitlerzeit

### Wirtschaftsprobleme und Heimatfeste

Im Jahre 1931, als fast alles geschäftliche Leben zu erlahmen schien und die Banken die Zahlungen einstellen wollten, als dem greisen Heerführer und späteren Präsidenten des Deutschen Reiches die Zügel wegen Altersschwäche entglitten, wurden überall in den Regierungsstädten Ausschüsse gebildet, die beraten sollten, was jetzt zu tun sei. Von Stargard wurde ich von der Handwerkskammer Schwerin nach dort berufen. Im ganzen waren ungefähr siebzig bis achtzig Männer anwesend. Vormittags wurde uns bei einer kurzen Begrüßung die Aufgabe gestellt (wörtlich): "Was nun?" Alle bis-

herigen Parteien hätten versagt, die Krise zu bannen. Zwei Parteien schoben sich in den Vordergrund, die Nationalsozialisten und die Kommunisten. Hierüber sollten wir unsere Meinung sagen und dann, wie die Wirtschaftsmaschine wieder in Gang zu bringen sei. - Die gleichen Versammlungen wurden von allen Sparten durchgeführt.

Als Hitler nun an die Macht kam, versuchte er das Volk aufzurütteln. Es wurden neue Gesetze gemacht. Er suchte auch dem letzten Menschen einen neuen Impuls zu geben.

Am 16. und 17. Juli 1933 wurde hier ein großes Heimattreffen veranstaltet. Das Programm dazu und auch vielfache Aufführungen übertrug man mir, obgleich ich nicht in der Partei war. Ein Zeitungsbericht hierüber liegt (1962) bei meinen Akten. Höhepunkte waren ein plattdeutscher Gottesdienst am Denkmalsplatz und ein Kommers Sonnabendabend auf dem Marktplatz mit großer Illumination. Am Sonntag war großes Volksfest: Zweiundsiebzig Kinder führten einen von mir komponierten Reigen auf.

Am 4. Oktober 1933 erhielt ich für fünfunddreißig Dienstjahre an der Gewerblichen Schule vom Rat der Stadt ein Glückwunschsreiben.

In den 1930er Jahren kam das Weben bei den Frauen wieder auf. Mir wurde es übertragen, sogenannte Bauern- und andere Schnellladewebstühle anzufertigen, von achtzig bis hundertdreißig Zentimeter Webbreite. Verschiedene davon blieben hier in Mecklenburg. Auch nach Holstein und Danzig gingen einige. Die Frauen verlangten von mir mitunter, daß ich ihnen das Anlegen der Kettfäden und anderes zeigen solle. Ich habe sie aber meist an alte Webermeister verwiesen.

Im Sommer 1934 mußte das Fest der Handwerker hier gefeiert werden. Wiederum übertrug man mir die ganze Ausgestaltung: Festzug mit sieben Festwagen, handwerkliche Ausstellung und Gewerbeschülerarbeiten-Ausstellung. Auch die Festrede auf dem Marktplatz wurde mir übertragen. Abends war Ball mit kleinen Aufführungen (Begrüßung durch mich). Trotzdem ich nie in der Partei war, übertrug man mir die ganze Ausgestaltung.

Im Jahre 1935 erhielt ich eine Ehrenurkunde für meinen Betrieb.

### Der Zweite Weltkrieg und das Flüchtlingselend

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hörte die 1921 eingeführte Große Grund- und Mietzinssteuer auf. Ich mußte bis dahin

jährlich an Grundsteuer zweihundertachtundachtzig Mark und an Mietzinssteuer vierhundertvierundsiebzig Mark zahlen. Dazu kamen die Vermögens-, die Gewerbe- und die Umsatzsteuer (2 %) etc.

Die Silberne Hochzeit konnten wir im September 1939 feiern. Wir haben im kleinsten Kreise gefeiert, weil unser Sohn Eberhard mit den Truppen in Polen einmarschiert war, also im Kriege stand, und daher keine Stimmung für uns vorhanden war.

Als die Kristallnacht über die Juden kam, war eigentlich schon der Ausgang des Krieges besiegelt. Als Goebbels den totalen Krieg propagierte und uns nach England auch Amerika den Krieg erklärte, kam fast die ganze Welt gegen uns.

Wenn die Geschwader Flieger über unsere Gegenden zogen und die Bombenflugzeuge ihre Lasten abladen, hatte jeder ein heimliches Grauen. Oft sahen wir, wie die Silbervögel die Tannenbäume abwarfen oder nur über uns hinwegzogen, als ob es uns in nächster Minute gelte. Es war eine fürchterliche, unheimliche Schreckenszeit.

Als nun Anfang des Jahres 1945 die Russen die Oder überschritten und uns immer näher kamen, als Tag für Tag die armen Flüchtlinge zu uns kamen, verlaust und verdreckt, halb verhungert auf der Landstraße vegetierend, wurde uns mittlerweile klar, was Krieg bedeutet. Monatelang waren die armen Flüchtlinge unterwegs. Konnte man es doch verstehen, daß sie anfangen zu verzagen und mürrisch wurden. Wenn Dr. L. Schneller in seinem Buch "Durch die Wüste Sinai", Seite 232 etc., schreibt, daß das Volk Israel auf seiner Flucht von Ägypten nach Palästina verzagt, trostlos und bis zum äußersten verstimmt war und gegen Mose und den Herrgott murrte (siehe 2 Mose 16.47 und 4 Mose 10. 11), war es dann zu verwundern, daß die armen Flüchtlinge, durch Schnee und Eis zagend und klagend, fast verzweifelten, doch immer noch im stillen Gebet sich an unsern Herrgott wandten (siehe Weiteres in der Chronik).

Ich hatte für unsere Familie und für die Familie des Spediteurs R. einen regensicheren Bunker in einer großen Dornenhecke in den Sabelschen Bergen in der Nähe des Stubbenteiches gemacht, geschützt gegen Fliegersicht und mit Strohlager für vierzehn Menschen hergerichtet. Bettlaken und warme Decken zum Umhüllen waren vorhanden, desgleichen Kopfkissen, Kochtöpfe, Geschirre und Lebensmittel für fünf Tage.

Den Bunker hatte ich gerade mit dem letzten Nagel versehen und die Tür eingesetzt, als ich schon von ferne Geschütze donnern hörte. Im Eilmarsch ging ich zur Stadt, alarmierte dort Fuhrwerke, Hand-

und Kinderwagen, Rucksäcke, und alles rannte, rettete, flüchtete im Eilmarsch, um sich in Sicherheit zu bringen. Flieger kreisten schon über uns.

Unsere bessere Kleidung, Anzüge und Mäntel waren in doppelt isolierten Kisten verpackt und im Holzschauer eingegraben. Das alles war mit einer zwei Meter großen Eisenplatte zugedeckt und mit Dachpappe und fünfunddreißig Zentimeter Erde zugedeckt. Darüber waren große Bohlen gelegt. Und doch haben die Russen es gefunden. Entweder durch Verrat oder durch einen starken Magneten haben sie es gefunden. Ich hatte auch meine Papiere eingegraben, die ich nicht alle mitschleppen konnte. Alles lag wild im Garten verstreut. Manches wertvolle Papier ist mir dabei abhanden gekommen.

### Die Russen

Den vierten Tag zogen wir heim. Wir hatten unsere Wohnung verschlossen. Der Russe hatte eine Türfüllung eingedrückt, war in die Wohnung gestiegen und hatte alle Schubfächer, die nicht verschlossen waren, ausgeschüttet. Alles lag auf dem Fußboden. Man mußte annehmen, kleine Kinder hätten mal ausgepackt. Es währte ordentlich ein paar Tage, ehe wir Ordnung geschaffen hatten.

Nach ein paar Tagen bekam ich aus zweiter oder dritter Hand zu wissen, daß meine beiden jüngsten Söhne bei Eberhards Schwiegereltern gelandet waren. Es waren die ersten Tage, daß die Russen schon bis Schwerin waren. Ich fuhr mit der Bahn nach Güstrow, denn es hielt mich nicht mehr zu Hause. Einmal am Tage fuhr die Bahn. Ich lag oben im Packbrett, nur um mitzukommen. Von Güstrow hatte ich abends noch Anschluß bis Mistorf. Fahrkarten gab es noch nicht. Es war eine lebensgefährliche Reise. Jeder suchte einen Platz zu erwischen, ob auf Puffer, Trittbrett, Eisenbahndach oder sonstwo. Auf den Bahnhöfen lagen Flüchtlinge mit Kind und Kegel, stunden-, tagelang. Es war überall ein Elendslager. Zugführer war ein Russe. Wer dieses Elend nicht gesehen hatte, der konnte es sich nicht ausmalen. Den zweiten Tag fuhr ich wieder zurück nach Hause.

Wie die Russen hier in ihren Villen im Walde und auch auf der Burg Quartier bezogen hatten, klopfte einmal ein russischer Leutnant bei mir ans Fenster, wie es üblich war. Ich ging, öffnete das Fenster und frug nach seinem Begehr. Der gute Mann sprach perfekt deutsch und fragte, ob ich Herr Kaeding wäre. Nachdem sagte er zu mir: "Sie haben doch eine Chronik von Stargard geschrieben." Ob er da mal

Einsicht nehmen könne? - Ich frug nach den Motiven. - Da sagte er mir, er hätte früher Chemie studiert und nun Geschichte. Sein Vater sei auch Geschichtsprofessor in S. Hier in dieser Gegend sollten doch früher Slaven gewohnt haben. Ob ich ihm darüber etwas Aufklärung geben könne?

Nun, ich hatte ihn in mein Zimmer gebeten und hielt ihm einen kleinen Vortrag von annähernd einer halben Stunde über Leben und Wirken, Kommen und Gehen der Slaven, wie sie hier gewohnt hätten und wie sie schließlich ausgestorben seien etc. - Nun bat er, ob ich ihm mein kleines Buch wohl zur Durchsicht leihen würde. Er bot mir seine goldene Taschenuhr als Pfand an. - Ich verneinte letzteres. Ich schätzte ihn als Ehrenmann, verlangte sein handgreifliches Ehrenwort, seine genaue Anschrift und seines Truppenteils und Chefs Adresse und ließ ihm das Buch.

Er brachte das Buch auf die Minute, wie angegeben, wieder zurück. Er hat mir noch manches aus seinem und seines Vaters Leben erzählt, und mit innigem Dank schieden wir voneinander.

An Arbeit herrschte kein Mangel. Die Russen fuhren viel kaputt, und jedesmal brachten sie auch Fleisch mit, an dem es bei uns mangelte.

## 9. Die Nachkriegsjahre

### Neuanfang und Krankheit

Nachdem sich das Leben einigermaßen normalisiert hatte, kam mein jüngster Sohn zu mir. Er hatte ja Tischler gelernt, und nun mußte er noch Stellmacher dazu lernen. Ich war dreiundsiebzig Jahre alt, und die Flügel wurden schon recht lahm. Ich gebrauchte eine Stütze. Er machte seine Meisterprüfung als Tischler, und wir arbeiteten zusammen. Von der Behörde wurde es ihm gestattet, da ich ja immer noch mit Rat und Tat zur Seite stand. - Mein Sohn fand alles vor, was er zum Geschäft brauchte, viel Nutzholz, Maschinen und alles, was erforderlich war.

Ein etwas eigenartiger Zustand war uns nach 1924 zur Vorschrift gemacht worden: keine höheren Preise als 1913 für unsere Arbeiten zu berechnen. Dies fiel ja nun alles weg. Im Jahre 1950 übernahm mein Sohn das Geschäft für eigene Rechnung.

Als mein Sohn 1950 das Geschäft selbständig übernahm, hätte ich mich zur Ruhe setzen sollen. Doch ich wollte ihm helfen, besser

vorwärts zu kommen. Aber es war eine falsche Maßregel. Ich arbeitete über meine Kräfte und wurde 1951 schwerkrank. Dadurch bekam ich ein schlimmes Knie, und als Nachfolge einer 1946 geübten schweren Erkältung mit Nierenblutung bekam ich ein schweres Blasenleiden. Nachdem ich mehrere Wochen zu Hause gelegen hatte und es sich nicht besserte, mußte ich ins Krankenhaus Neubrandenburg.

Ich wurde operiert, und da meine Harnröhre zu eng war, um einen Katheder durchzubringen, wurde nun ein Katheder durch die Bauchdecke in die Blase hineingeführt. Man sagte mich schon tot, weil ich spät aus der Narkose erwachte. Wenn dies wahr geworden wäre, hätte ich meine nun vor mir liegenden Arbeiten nicht machen können. Doch ein Wille und ein wenig Gottvertrauen helfen über vieles hinweg.

Zu Hause übernahmen nun meine liebe Gattin und die Schwester Ilse Schoenenberg meine Pflege. Diese hat mich sechs Jahre lang verbunden und viel gepflegt. Sie wurde mir in den langen Jahren mehr wie eine bloße Pflegerin. Vieles, vieles habe ich ihr zu danken. Es kamen in den vielen Jahren manche schweren Stunden, wo auch meine liebe Gattin sagte, wo Ilse mir Schutz- und Trutzengel war. Sie wurde später selbst kränklich und mußte eine leichtere Stelle annehmen. Doch blieb sie mir als echte Freundin treu. Später übernahmen andere Schwestern bei mir mit der gleichen Geduld die Pflege.

Alle drei bis vier Wochen muß der Katheder vom Arzt gewechselt werden. Ist der Katheder in Unordnung, so habe ich oft bittere Schmerzen.

### Zu Besuch in Aurich

Im Jahre 1954 war bei mir der Gesundheitszustand meist gut, so daß ich dem Wunsch meines Sohnes Hans nachkommen konnte, ihn zu besuchen. Ich hatte meinen Arzt, Herrn Dr. Krause, um Rat gefragt, und derselbe gab mir den Rat, ruhig zu reisen, denn ich kenne ja meine Verhaltensregeln. Also mutig drauflos.

Ich reiste bis kurz vor Bremen mit einem andern Ehepaar. Die Fahrt mit der Bahn über Hamburg, Bremen, Oldenburg ging programmäßig gut. Von Oldenburg mußte ich mit dem Bus fahren, der unterwegs extra um mich zweimal anhielt, damit ich Wasser lassen konnte. Aber auch hier ging alles fahrplanmäßig. In Aurich

erwarteten mich dann meine Kinder, so daß ich glücklich dort landete.

Drei Wochen blieb ich dort in Aurich. Wenn es auch fast alle Tage regnete, so daß ich viel in der Stube zubringen mußte, war ich doch bei meinen Kindern und deren Verwandten. Der letzte Sonntag war noch ein Freudentag für mich. Es war der einzige Tag, wo der Wettergott es gut mit mir meinte. Wir machten einen Ausflug bei schönstem Sommerwetter nach der Insel Norderney. Mit dem Bus ging es in aller Frühe nach Norddeich, von dort mit dem Dampfer weiter, der tausendzweihundert Passagiere aufnahm und uns auf spiegelglattem Wasser nach Norderney brachte. Dort herrschte frohes Badeleben. In einem kleinen Gedicht habe ich die Reise beschrieben. Abends ging's dieselbe Route zurück. Nach drei Wochen ging es heim. Die ganze Reise war ohne den geringsten Zwischenfall vor sich gegangen.

#### Die Chronik von Stargard

Im Jahre 1956 verkaufte ich der Stadt meine Chronik. In Selbstverlag konnte ich sie nicht nehmen. Der Hinstorffsche Verlag, an den ich von der Regierung verwiesen wurde, wollte sie des geringen Absatzes wegen nicht übernehmen. Ich verkaufte sie an die Stadt für achthundert Mark. Zu der Chronik habe ich fünf Karten und eine große Flurkarte im Maßstab 1 : 7500 resp. 1 : 15000 gezeichnet. Als Geschenk gab ich ein weiteres kleines Werk dazu: "Konstitution des Landes Mecklenburg, insonderheit des Landes Stargard". Ein Kaufvertrag liegt vor. Eine Vervielfältigung ist nur mit meiner resp. meines Sohnes Eberhard Zustimmung gestattet.

Im Jahre 1957 wurde auf der Stelle, wo das frühere Rathaus stand, von hiesigen Handwerkern ein Springbrunnen angelegt, den ich am 14. Juli 1957 einweihen und taufen mußte. Ich habe ihn mit einer kurzen Ansprache auf den Namen "Rathausbrunnen Burg Stargard" getauft.

#### Verwitwet

Am Dienstag, den 3. Februar 1959, abends gegen dreiviertel fünf Uhr verschied meine liebe Gattin, Mutter meiner drei Kinder. Fast drei Wochen vor Weihnachten 1958 habe ich das Bett hüten müssen. Zwei Tage ging es mir nicht gut. Marie hatte schon Sorge um mich,

trat an mein Bett, legte ihren Kopf an den meinen und sagte schmerzlich: "Mann, gehe nicht von mir, nimm mich dann mit!"

Am Neujahrstag legte sie sich, nachdem ich am Tage nach Weihnachten wieder aufgestanden war. Sie hatte hohes Fieber und blieb bis zum obigen Tage liegen. Keine Viertelstunde bin ich in den vier Wochen von ihr gewichen. Am Tage stand mir unsere Emmi zur Seite. Nachts mußte ich allein mit ihr fertig werden. Emmi, die selbst nicht ganz gesund war, hat sich nichts verdrießen lassen. Und wenn unsere Mutting nichts an Essen von mir wollte, Emmi brachte es fertig, daß sie etwas von ihr nahm. Sie wollte nichts mehr zu sich nehmen. Der Arzt stellte Verkalkung fest. In aller Ruhe, ohne Klagelaut, lag sie, und still ist sie eingeschlafen. Ich sollte sie nicht verlassen, nun verließ sie mich. - Am Sonnabend, den 7. Februar, ist sie beerdigt worden.

Hans bekam nur drei Tage Einreisegenehmigung: Ein Tag Reise nach hier und am dritten Tag wieder zurück. Dafür das Reisegeld von hundert Mark! Außerdem lag sein jüngster Sohn schwerkrank im Krankenhaus. So konnte er nicht kommen. Auch ich mußte von der Beisetzung zurückstehen. Der Arzt und meine Kinder rieten ab. Die vier Wochen waren nicht spurlos an mir vorüber gegangen. Über vierzig wertvolle Kränze bedeckten ihr Grab. Viele Beileidsbezeugungen gingen ein. Wenn ich jetzt einen kurzen Nachruf folgen lasse mit nebenstehendem Gedicht, geschieht es aus übervollem Herzen.

Meinem lieben Mutting in memoriam

Gott rief, Du bist geschieden,  
Du liebe Seele Du,  
gingst ein in stillem Frieden  
zur ew'gen Ruh.

In Demut hast 's getragen,  
was Gott Dir einst gab,  
ob 's freud'ge, trübe Tage,  
nahmst still es mit ins Grab.

Dein Bildnis kann nicht schwinden.  
Die Liebe grub es ein.  
Wir müssen 's überwinden  
und tragen 's allein.

## Ein Rückblick

Wenn ich einen kurzen Rückblick auf das Zusammensein mit meiner Gattin mache, so ist folgendes zu sagen:

Fünfundvierzig wechselvolle Jahre haben wir beide in Freud und Leid miteinander getragen. Das Schicksal hat uns trotz allem Unlieb-samen doch zusammengefügt. Wir waren für einander bestimmt. Keiner konnte uns Unwahres oder irgendwie Schlechtigkeit nachweisen, so daß meine Schwiegereltern zu ihren Freveltaten keinen Anlaß hatten. Was wollten sie? Was haben sie erreicht? Um alles haben Maries Eltern sie betrogen, um alle Elternliebe sie gebracht. Wenn ich trotzdem, wie ihnen der Boden unter den Füßen zu heiß wurde durch die Inflation, ihre Versöhnung nicht abschlug, so hoffte ich doch, die Alten würden ihre Schlechtigkeit einsehen und ihre Fehltritte und alles wieder gut zu machen suchen - doch vergeblich. Marie krankte zeitlebens daran. Ich war auf die Hilfe des Alten nicht angewiesen, obgleich wir einen schweren Anfang hatten, sondern das Gegenteil habe ich ihnen bewiesen. Marie war mir eine treue Stütze. Wir packten die Sache gemeinsam an. Es waren auch in unserer Ehe nicht lauter Rosentage. Durch das Verhalten ihrer Eltern war Marie oft mißgestimmt.

Da wir beide arm waren, so mußte ich in erster Linie Geld für Rohstoffe, Holz und anderes anlegen, um arbeiten zu können, und manchen Wunsch konnte ich ihr nicht sofort erfüllen. Sie war mein Kassenverwalter, also wußte Marie genau, wozu das Geld verausgabt war. Ich hatte auch meine Eltern zu unterstützen.

Später, nach dem Kriege, kamen durch die Inflation die vielen Verluste, dann die großen Steuern durch die Kriegslasten etc. Die Familie wurde größer, die Ausgaben wurden größer. Später kamen dann die Krankheiten. Alles mußte ich allein bezahlen, denn in der Krankenkasse waren wir selbständigen Handwerker nicht.

Marie verstand mich oft nicht. Ich war geistig rege und schrieb viel. Doch nie habe ich mein Geschäft dadurch vernachlässigt. Die Schule forderte mich und weitere Arbeiten. Wie oft hörte ich den Anruf von ihr, wenn ich am Schreibtisch saß: "Was schmierst du schon wieder?" Freilich sind manche Stunden dadurch vertan worden.

Für sie waren es alles Utopien. Oder wenn ich mich der Jugend widmete, durch den Turnverein, dies verstand sie nicht. Doch es war mir eingegeben. Es war mir Bedürfnis.

Wenn alles scheinbar seinen harmonischen Gang lief, so waren wieder zwei Schürer dazwischen, zwischen uns beiden Gift zu legen, meine älteste Schwester oder Marias Schwester Elise. Erstere versuchte, mir den Kopf warm zu machen gegen meine Frau, umgekehrt die Elise den meiner Frau gegen mich. Wenn ich es auch nie hart gegen hart kommen ließ, dies Aufstacheln konnte ich nicht ertragen. So fiel denn manches harte Wort. Denn wie lautet doch das lateinische Zitat: "Homo sum et nil humani a me alienum puto" (Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd). Ich wollte Ruhe, ich wollte Frieden im Hause haben.

Hätte der Alte uns am Anfang geholfen, so wäre uns viel und ihm noch viel mehr erspart geblieben. Der Alte wollte Wände einrennen, doch die Wand war stärker wie sein Dickkopf. Für fremde Menschen hatte er Geld zu verleihen, die es ihm auch mit Papierlappen heimzahlten, nur für sein eigen Kind hatte er nichts übrig.

Meine schönste Zeit in der Ehe war, wie die Kinder klein waren und ich mit Frau und Kindern, im Wagen oder an der Hand, an Sonntagen in den Wald gehen konnte, um Blumen zu pflücken. Und dann das liebe Weihnachtsfest, wo alle sich so lange verkriechen mußten, bis der Baum angezündet war, die bescheidenen Geschenke angelegt waren und das Grammophon ein Weihnachtslied spielte. Wie dann die Kinderaugen leuchteten! O schöne, selige Kinderzeit!

Im letzten Jahrzehnt war Marie mir eine treue, liebe Seele und eine Frau, wie sie sein soll. Marie hat mir seit je den Pfennig zum Taler gemacht. Wir haben stets Hand in Hand gearbeitet. Ich hatte trotz allem immer noch Zeit, Marie in der Wirtschaft zu helfen. Doch sie hat es mir gedankt. Müßig saß sie nie. Meist arbeitete sie in der Schneiderei. Und auch mir hat es viel Spaß gemacht, wenn sie unsere Kleidungsstücke neu machte. Auch ich hatte den Zuschnitt für jegliche Kleidungsstücke erlernt, denn ich hatte in der Schule männliche und weibliche Schneider(innen) und mußte ihnen Fachunterricht erteilen. Marie hatte ja die Schneider-Akademie besucht, also gingen wir stets Hand in Hand. Marie hat für die drei Jungs bis zur Konfirmation neue Anzüge gemacht.

Wie ist heute alles anders aufgezo-gen. Ist es vielleicht in dieser Sache besser geworden? Wir mußten auch arbeiten, vielleicht mehr noch wie die heutige Generation, und sind alt und grau geworden. Wir hatten Freude an der Arbeit und auch den Segen.

## Die Siebenhundertjahrfeier

Im Jahre 1959 wurde die Siebenhundertjahrfeier der Stadtgründung gefeiert. Schon im Jahre 1937 trat der damalige Bürgermeister, Herr Dr. Wandschneider, an mich heran, wir müßten jetzt die Siebenhundertjahrfeier feiern. Ich sollte doch bis dahin die Chronik in Ordnung bringen und Programm und Festzug zusammenstellen. Letzteres habe ich ihm auch zu Gefallen getan, riet ihm aber ab, das Fest jetzt zu feiern: Ich möchte mich keiner Geschichtsfälschung aussetzen. Das Gründungsjahr sei 1259, und damit müsse er sich abfinden. - Nun kam auch noch der Krieg dazwischen, und damit unterblieb alles.

Als sich das Jahr 1959 immer mehr näherte, schritt man 1958 dazu, ein Festkomitee zu bilden, das es übernehmen sollte, das Fest vorzubereiten. Da das Fest doch in erster Linie ein Heimatfest war im wahren Sinne des Wortes, sollten in erster Linie auch Stargarder Herren dazu ausersehen werden, es vorzubereiten. Diese übertrugen auch Herrn Dr. Paul Steinmann (Schwerin), einem geborenen Stargarder, Lehrer Fr. Schröder und mir, ein Festbuch zusammenzustellen.

Nun mischten sich jedoch einige Herren der Parteischule dazwischen und wollten alles parteilich aufziehen. Das Altertum wäre nicht zeitgemäß, nur die Neuzeit wäre hervorzuheben. Wir drei zogen unsere Artikel zurück, und die Herren brachten nun alles unter ihrem Namen, obgleich sie alle Fremdlinge waren.

Der eigentliche Initiator des Festes war ich, doch wie es meist ist, das Bett macht man, und andere gehen drin liegen. Alles ging nun unter der anderen Herren Namen. Wir wurden ganz ausgeschaltet.

Das Fest jedoch, das mußte man anerkennen, war großzügig aufgezo-gen und einzigartig gegliedert. Tausende feierten mit uns. Ich will hier nicht auf Widerwärtigkeiten eingehen, sondern damit schließen.

Burg Stargard, im Januar 1962

Paul Friedrich Kaeding

## Nachwort

### Frühe Forschungsansätze

Mit der Gründung der Wossidlo-Forschungsstelle zu Rostock im Jahre 1954 setzte nach dem Zweiten Weltkrieg erneut eine Phase intensiver volkskundlicher Forschung in Mecklenburg ein. Zwar hatte die Einrichtung, eine Außenstelle der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, zunächst nur die Aufgabe, die immense volkskundliche Sammlung Richard Wossidlos (1859-1939), des berühmten mecklenburgischen "Volksprofessors", zu erschließen und auszuwerten. Aber bald sahen die Mitarbeiter ihren Ehrgeiz darin, ein möglichst vielseitiges Bild der Lebensweise und der reichen Volkskultur in den extrem lange spätféudal geprägten Regionen Mecklenburgs und Vorpommerns zu erarbeiten und zu diesem Zweck die Sammelarbeit Wossidlos zielgerichtet fortzusetzen. So fanden - in Teamwork - umfangreiche neue Erhebungen zum Bauen und Wohnen auf dem Lande, zur bäuerlichen Arbeit und Wirtschaft, zum Gutsbetrieb, zum Dorfhandwerk, zum ländlichen Mobiliar und zur überlieferten Volks-erzählung statt.<sup>1</sup>

Im Zusammenhang mit diesen Erhebungen beschäftigte mich zu Beginn der sechziger Jahre das Vorhaben einer größeren historisch-volkskundlichen Darstellung des holzverarbeitenden Handwerks im Norden Ostdeutschlands, die unter dem Titel "Tischlerarbeit in Mecklenburg" als mögliche Habilitationsschrift vorgelegt werden sollte. Zu den recht umfangreichen Recherchen, die dazu von mir in Archiven und Museen sowie eben auch vor Ort, in Dörfern und Kleinstädten, angestellt wurden, gehörte auch die Befragung von Tischlern, Drechslern und Stellmachern. Ihre Auskünfte sollten es ermöglichen, von diesen Berufen nicht nur die fertigen handwerklichen Produkte, die sich in Museen und Haushalten vorfanden, sondern auch die Entstehungsbedingungen und den Entstehungsprozeß dieser Erzeugnisse sowie schließlich die Produzenten selbst in ihrer Arbeit und in ihrem Leben in die Betrachtung einzubeziehen und darzustellen.

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu Siegfried Neumann: Richard Wossidlo und das Wossidlo-Archiv in Rostock. Von der volkskundlichen Sammlung des Privatgelehrten zum Institut für Volkskunde in Mecklenburg-Vorpommern. Rostock 1994.

Dazu kam es, um das gleich vorwegzunehmen, nur in Ansätzen. Auf Grund der Tatsache, daß fast alle Aufzeichnungen Wossidlos in der "Volksprache" seiner Zeit, der mecklenburgischen Mundart, vorlagen und wir auch mit unseren alteingesessenen Gewährsleuten plattdeutsch sprechen mußten, um von ihnen akzeptiert zu werden und etwas von ihnen zu erfahren, spielten über Jahre philologische Gesichtspunkte eine relativ große Rolle in unserer Arbeit. So versuchte auch ich zunächst, Möbelangaben in bäuerlichen Nachlaßinventaren des 18. und 19. Jahrhunderts dadurch zu konkretisieren, daß ich sie mit den in der Gegenwart noch allgemein gebräuchlichen volkssprachlichen Möbelbezeichnungen verglich, die zum Teil offenbar schon mit den bezeichneten Gegenständen selbst aufgekommen und üblich geworden waren.<sup>2</sup>

Auf dieser Grundlage war es dann möglich, den historischen Befund in den Inventaren mit dem in Museen und auf Bauernhöfen vorgefundenen Bestand an Mobiliar, speziell an alten und neueren Truhen (den seit jeher wichtigsten bäuerlichen Verwahr Möbeln), zu konfrontieren und die allmähliche Ablösung der älteren "Lade" durch den als moderner empfundenen "Koffer" (eine Truhenform mit stark gewölbtem Deckel) seit dem 18. Jahrhundert nachzuweisen. Dabei zeigte sich, daß die zumeist als "Brauttruhen" auf die Höfe gekommenen Lade und Koffer, die im Gegensatz zu anderen bäuerlichen Möbeln, wie Tischen, Stühlen, Bänken usw., in nahezu jedem Falle Tischlerarbeit waren, bis ins späte 19. Jahrhundert den Kern der bäuerlichen Möblierung überhaupt bildeten und ihrerseits erst im späten 19. Jahrhundert schrittweise durch Kommoden und einfache Kleiderschränke ersetzt wurden.<sup>3</sup>

Diese Truhenmöbel bildeten allerdings nicht nur wegen ihrer dominierenden Stellung im traditionellen bäuerlichen Mobiliar den Ausgangspunkt der Untersuchungen zum Tischlerwerk, sondern auch deshalb, weil sie - neben Särgen - das häufigste Produkt der Tischler

<sup>2</sup> Vgl. z.B. Siegfried Neumann: Kuffert und Lad'. Zur Kontinuität volkssprachlicher Terminologie. In: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 71, 1964, S. 30-32, Abb. S. 40.

<sup>3</sup> Siegfried Neumann: Lade und Koffer im bäuerlichen Mobiliar Westmecklenburgs. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 11, 1965, S. 123-136; ders.: Eine alte Truhe. In: Zwischen Maurine und Wallensteingraben. Heimatkalender für das nordwestliche Mecklenburg 1967. Schönberg 1967. Beiheft 2, S. 20 f.

auf dem Lande und in den kleinen Städten waren und weil sich an ihnen am besten die Arbeitstechniken und Fähigkeiten des nicht oder nur wenig spezialisierten mecklenburgischen Tischlerhandwerks aufzeigen ließen. Hier spielten die Produktionsbedingungen eine große Rolle: In der Stadt ließen die bis zur Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1867 herrschenden Zunftschranken wenig Raum für eine berufliche oder gar individuelle Entfaltung im Handwerk, und auf dem Lande mußten die nicht unbedingt notwendigen Handwerker, zu denen offiziell auch die Tischler zählten, zumeist ohne gültige Konzession arbeiten und ständig befürchten, von ihren zünftigen Kollegen aus der Stadt handgreiflich verfolgt zu werden.<sup>4</sup> - Das noch in größerem Zusammenhang darzustellen, ließen jedoch dringlichere andere Forschungsaufgaben, denen ich mich zuwenden mußte, nicht mehr zu. Und da sich zu dieser Zeit Ralf Wendt in Schwerin der Erforschung des traditionellen alten Handwerks zuwandte und das mit einer Dokumentation von Bauernmöbeln aus Mecklenburg begann<sup>5</sup>, glaubte ich, ihm dieses Forschungsfeld überlassen zu sollen.

Die mündlichen Befragungen, die ich vornahm, galten weniger dem Zunft Handwerk und seinen Produkten als vielmehr der Zeit nach Einführung der Gewerbefreiheit, die gegenüber den Beschränkungen durch die Zunftverfassung deutliche Verbesserungen brachte und auch dem Holzverarbeitenden Handwerk im allgemeinen und dem Tischlerhandwerk im besonderen neue Möglichkeiten der Entfaltung erschloß. Das kam vor allem in den Berichten älterer Tischler und Stellmacher zum Ausdruck, die noch die mühselige Handarbeit des traditionellen Handwerks kennengelernt hatten und daher aus bewußter Erinnerung von den Erleichterungen bei der Arbeit und von den größeren Produktionsmöglichkeiten zu berichten wußten, die das "Maschinenzeitalter" auch für findige Handwerker mit sich brachte. - Diese Erhebungen konnten vorerst nicht ausgewertet werden; die dabei erhobenen Materialien wurden jedoch für spätere Untersuchungen aufgehoben<sup>6</sup>.

---

<sup>4</sup> Vgl. Siegfried Neumann: Tischler kämpften um ihr Brot. Wehe dem, der vor hundert Jahren keine Konzession hatte. In: Norddeutsche Neueste Nachrichten 10, Nr. 292 vom 15.12.1962, S. 8.

<sup>5</sup> Vgl. Ralf Wendt / Marianne Voß: Bauernkultur in Mecklenburg. Bd. 2: Das Mobiliar. Schwerin 1967.

<sup>6</sup> Die einschlägige Literatur zum mecklenburgischen Handwerk findet sich bei Monika Gattner: Handwerk in Mecklenburg. Rostock 1986.

## Die Bekanntschaft mit Herrn Kaeding

Zu diesen Materialien gehört auch der hier abgedruckte Lebensbericht. Bei Befragungen in Burg Stargard im Herbst 1961 wurde ich gleich mehrmals an den Stellmacher Paul Friedrich Kaeding verwiesen, der eine Chronik der Stadt geschrieben habe und mir sicher manches erzählen könne. Zudem reizte mich, daß er noch die alte Zunflade der Stargarder Tischlerinnung aufbewahren sollte, in der Reste von Zunftakten vermutet werden konnten. So suchte ich den schon recht bejahrten Handwerker bei nächster Gelegenheit auf.

Von der Zunflade wußte Herr Kaeding, der mich freundlich hereinbat, leider nichts, aber eine "Chronik von Stargard" hatte er wirklich verfaßt, sie jedoch in die Obhut des Rates der Stadt gegeben, so daß ich sie nicht einsehen konnte. Dafür setzte er mir auseinander, was er alles in der Chronik berichtet habe und daß sie auch schon einmal von einem russischen Offizier gelesen worden sei, an den er sich noch gut erinnere. Dann gab er sich seinen Erinnerungen hin und schilderte verschiedene Episoden aus seinem Leben, die so interessant waren, das ich meinte, das müsse er eigentlich auch aufschreiben. Da sprang der kleine, von Krankheit gezeichnete alte Mann plötzlich mit unvermuteter Behendigkeit auf und holte aus einer Schublade ein schwarzes Oktavheft, um mit sichtlichem Stolz darauf hinzuweisen, das seien seine Lebenserinnerungen, die habe er schon aufgeschrieben.

Schon ein flüchtiges Durchblättern zeigte, daß sich dieser Autobiographie einige Auskünfte über Arbeit und Werk des Stellmachers entnehmen ließen. So fragte ich ihn, ob er mir das Heft zur Auswertung für meine Arbeit zur Verfügung stellen würde, und deutete an, daß es auch eine wertvolle Ergänzung der Handwerkerkästen des Wossidlo-Archivs sein würde, an dem ich angestellt sei.

Der Name Wossidlos wirkte wie ein Zauberwort, und ich erfuhr von mehreren Besuchen, die der "spätere Professor" in Stargard gemacht habe, um speziell ihn, Kaeding, nach allem Möglichen zu befragen. Daß dieses Material nun ausgewertet würde, bereitete ihm sichtliche Genugtuung, und fast hätte er mir auch das schwarze Oktavheft mitgegeben ("ausgeborgt natürlich nur"). Aber dann entschied er, daß er doch lieber eine Abschrift für mich anfertigen wolle, die ich dann ja für meine Dienststelle ankaufen könne. Für seine Chronik, die der Hinstorff Verlag nicht habe drucken wollen, sei ihm vom Rat der Stadt auch ein Entgelt gezahlt worden.

Als ich ihm - nach Rücksprache mit der Haushaltsabteilung - beim nächsten Besuch den Ankauf zusagen konnte, zögerte er jedoch wieder, und mir wurde klar, daß mein lebhaftes Interesse an diesen Lebenserinnerungen und nun gar die Bereitschaft, dafür zu zahlen, die Niederschrift in den Augen des Verfassers erheblich aufgewertet hatte. So rückte er denn auch damit heraus, daß seine Autobiographie, wenn er mich recht verstanden habe, doch im Grunde zu interessant sei, um - wie schon die Chronik - nur irgendwo versteckt im Schrank zu liegen, sondern eigentlich gedruckt werden sollte. Sonst erfahre ja niemand davon. Er habe auch schon einen passenden Titel gefunden: "Freud und Leid eines Handwerkers", das spreche doch an.

Ich gestand verlegen, daß ich auch schon an die Möglichkeit einer Veröffentlichung gedacht hatte (zumindest in Auszügen), betonte aber, daß das mit erheblichen Problemen verbunden sei. - Der alte Mann, der hier wohl seine letzte Chance sah, als Autor im Druck zu erscheinen, beharrte jedoch darauf, wenn so vieles gedruckt würde, dann müsse doch auch Papier für sein kleines Werk da sein. - Und da ich spürte, wie wichtig ihm die Sache war, versprach ich schließlich, alle Möglichkeiten einer Publikation zu nutzen, so daß er wenigstens diese Schrift gedruckt sehen könne.

Es war ein leichtsinniges Versprechen, wie ich bald wissen sollte. Aber nun händigte Herr Kaeding mir seinen Lebensbericht aus. Die vage Aussicht auf einen möglichen Druck, bei dem, wie ich vorsorglich anmerkte, pekuniär so gut wie nichts zu gewinnen war, bedeutete ihm offensichtlich mehr als der ihm übergebene Geldbetrag für das durch die Abschrift entstandene Manuskript, das in den Besitz des Archivs der Wossidlo-Forschungsstelle einging.

### Die Autobiographie und ihr Gehalt

Die Fassung der Autobiographie, die ich erhielt, war wohl inhaltlich im Prinzip mit jener identisch, die Herr Kaeding mir zunächst gezeigt hatte, wenn er bei der Abschrift auch manche persönlichen Dinge ausgespart haben mochte, die Leser außerhalb der Familie nach seiner Ansicht nicht zu erfahren brauchten.

Es handelt sich um die Selbstdarstellung eines Handwerkers, der seinen Beruf sehr ernst nahm. So bildet denn auch der Verlauf seines Berufslebens gleichsam den roten Faden seiner Schilderung. Kaeding berichtet von der schweren Handarbeit im Stellmacherhandwerk

während seiner Lehrzeit, für die er eigentlich körperlich zu schwach war (S. 16 f.), nennt die verschiedenen Stationen seiner Wanderschaft, auf denen er teils gute, teils schlechte Bedingungen vorfand (S. 17-26), und vermerkt jeweils dazu, was er beruflich "zulernen" konnte. Auf Grund dieser Erfahrungen wurden, wie er bemerkt, auch für die väterliche Werkstatt Maschinen angeschafft, um weiterhin konkurrenzfähig zu bleiben (S. 27). Anschließend geht er darauf ein, wie er nach der Meisterprüfung den väterlichen Betrieb übernahm und trotz Krieg, Inflation und Wirtschaftskrise erfolgreich weiterführte (S. 40, 42 f., 46), verweist auf die schwere Zeit des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegsjahre (S. 55-58) und zählt selbstbewußt die Gegenstände seiner breiten Produktpalette auf (S. 27, 42, 55).

Aber es ging Kaeding eindeutig nicht darum, seine handwerkliche Arbeit in der Werkstatt oder bestimmte Arbeitsabläufe vorzustellen, die sich von denen in anderen Werkstätten kaum unterschieden. Wichtiger war es ihm augenscheinlich, die Besonderheiten in seinem Handwerkerleben festzuhalten, die im Gedächtnis haften geblieben waren. Dazu gehörten beispielsweise auf der Wanderschaft die neuartigen Lebensumstände und Arbeitsverhältnisse, in denen er sich zurechtfinden mußte, die teilweise ritualisierten Umgangsformen der wandernden Handwerksburschen, die Begegnungen mit Menschen, die ihn beeindruckten, sowie das Erlebnis der Sehenswürdigkeiten in den auf seiner Tour besuchten Städten und in der sie umgebenden Natur.

Von besonderer Bedeutung in seinem Berufsleben war offenkundig auch seine Lehrtätigkeit an der Gewerbeschule, mit der er schon als Geselle betraut wurde und die er als Meister fortsetzte - insgesamt fünfunddreißig Jahre lang. Sie gab ihm eine gewisse Sonderstellung unter den kleinstädtischen Handwerkern, und man spürt seinen Ausführungen dazu an, mit welcher Hingabe er hier Lehrlinge praxisnah auf ihr Handwerk vorbereitete oder Meisterkurse abhielt (S. 31 f., 48) - wollte er doch eigentlich Lehrer werden (S. 16), was ihm die Umstände in der Jugend verwehrten.

Wenn man um diesen Fakt weiß, wird auch die sicher nicht alltägliche Bildungsbeflissenheit des jungen Kaeding verständlich, der sich schon als Lehrling alle möglichen Lehrbücher beschaffte und ohne Anleitung auf seiner ersparten Konzertflöte übte (S. 17). Auf der Wanderschaft war er bemüht, sich nichts Sehenswertes auf seiner Route entgehen zu lassen und maß die angebotenen freien Stellen

daran, wieviel Neues er dort lernen konnte (S. 18-20, 22-25). Als Gewerbelehrer schließlich arbeitete er (neben dem Beruf) autodidaktisch weiter an sich, um Lehrlinge der verschiedensten Handwerkszweige unterrichten zu können (S. 31 f.).

Außerdem legte er sich eine "Reisesparkasse" an (S. 34) und machte von Zeit zu Zeit eine größere Bildungsreise, so zum Beispiel 1906 nach Kopenhagen (S. 33 f.), 1908 zum Deutschen Turnfest nach Frankfurt am Main (S. 34), 1910 zur Weltausstellung nach Brüssel (S. 36 f.), 1925 zur Reichsinnungsverammlung des Stellmacherhandwerks nach Breslau (S. 48) oder 1927 zu einer Handwerksausstellung nach München (S. 51). Die drei letzten Reisen waren zwar beruflich motiviert, doch Kaeding behandelt diesen Aspekt nur relativ knapp, um statt dessen darauf einzugehen, daß er bei diesen Gelegenheiten jeweils Anschlußreisen in die nähere und weitere Umgebung unternommen habe, um möglichst viel von Deutschland und seinen Nachbarländern mit eigenen Augen zu sehen. Diese Abstecher, die über die Welt des Berufs hinausführten, brachten ihm im Grunde die größeren Erlebnisse und die bleibenden Erinnerungen.

So ergab die Lektüre der kleinen Schrift Kaedings letztendlich, daß ich deren Gehalt an konkreten Informationen über das holzverarbeitende Handwerk und speziell über das des Stellmachers um einiges überschätzt hatte<sup>7</sup>. Dafür gewährte die Darstellung jedoch überraschende Einblicke in das Leben und die Lebensgestaltung eines mecklenburgischen Handwerkers der Holzbranche vom Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts und machte zugleich wesentliche Züge der Erfahrungs- und Gedankenwelt des kleinstädtischen Handwerkerstandes während dieses Zeitraums sichtbar, die sonst kaum zu fassen waren.

---

<sup>7</sup> In der Zwischenzeit sind mehrere Untersuchungen über Arbeit und Werk des Stellmachers in Deutschland erschienen, deren Ergebnisse mehr oder minder ebenfalls auf Mecklenburg zutreffen. Verwiesen sei hier immerhin auf zwei der zuletzt vorgelegten Arbeiten zum Thema, die auch eine Übersicht über die einschlägige Literatur geben: Hermann Josef Stenkamp: *Karren und Wagen. Fahrzeugbauer und Fahrzeugtypen in der Region Niederrhein, Westmünsterland, Achterhoek und Liemers vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*. Köln 1997; Rainer Söntgen: *Stellmacherei Kilian Gut. Untersuchung zum Wandel des Handwerks im Rheinland im 20. Jahrhundert*. Köln 1966.

Hier erscheint neben den Bildungsanstrengungen Kaedings, die nicht nur auf die Aneignung umfassenden Fachwissens, sondern auf den Erwerb eines möglichst großen Teils der bürgerlichen Bildung seiner Zeit zielten, vor allem sein Engagement in Vereinen aufschlußreich, das von organisatorischen über sportliche bis zu künstlerischen Bemühungen reichte. So weist er immer wieder darauf hin, wie er sich auf der Wanderschaft, aber vor allem in seiner Heimatstadt im Turnverein betätigte. Demnach war er schon als Geselle und erst recht später als Meister ein Vereinsmitglied, das das Vereinsleben wesentlich mitbestimmte. Außerdem sprang er in anderen Vereinen mit ein, wenn Not am Mann war: So fungierte er als Turn- und Tanzwart, Feierygestalter und Festredner, schrieb Gedichte zu privaten und öffentlichen Anlässen, studierte mit Laiendarstellern Lebende Bilder, Tanzvorführungen und Theaterstücke ein und trat mit seiner Konzertflöte in Erscheinung (S. 29, 45). Das war ihm noch im Nachhinein so wichtig, daß er eingehend darüber berichtet, zugleich aber betont, daß er nie seine Arbeit darüber versäumt oder vernachlässigt habe.

All das - vielseitiges Bildungsstreben, Unterricht an der Gewerbeschule und herausragende sportliche und künstlerische Betätigung in den Vereinen - hob den Stellmacher Kaeding sicherlich aus der Schar der anderen, mehr oder weniger gut situierten Handwerksmeister der Stadt Stargard<sup>8</sup> heraus, machte ihn aber nicht zum Einzelfall. Der Fachunterricht an der Gewerbeschule, wie ihn Kaeding über Jahrzehnte gab, lag generell in der Hand dafür geeigneter Meister, und das kleinstädtische Vereinsleben in Mecklenburg wurde, wie die eingeholten Auskünfte besagen, seinerzeit ganz wesentlich von Handwerkern getragen, die zusammen mit Kaufleuten, Händlern, Gastwirten usw. die stärkste kleinbürgerliche Bevölkerungsgruppe bildeten. Man muß sich, um insbesondere die Bedeutung der Vereinstätigkeit im gesellschaftlichen und kulturellen Leben der Kleinstadt vor und nach dem Ersten Weltkrieg zu ermessen, nur klar machen, daß es daneben - außer Tanz- und später Kinoveranstaltungen - kaum etwas gab, das man als öffentliches Bildungs- und Unterhaltungsangebot bezeichnen könnte.

Auch weltanschaulich war Kaeding sicherlich kein Außenseiter. Wir erfahren, daß ihn der Flottenverein zu einer seiner Tagungen schickte (S. 37), daß man ihn als Festredner zum Sedantag warb (S.

---

<sup>8</sup>Ab 1929 hieß die Stadt Burg Stargard (Auskunft von Ernst Gay).

39), daß er sich nach dem Ersten Weltkrieg stark für den Aufbau einer neugegründeten "Mittelstandspartei" engagierte (S. 44) und daß er unter dem Einfluß der herrschenden Propaganda den "Geldjuden" die Schuld an der Inflation zuschrieb (S. 46). Er stand also, wie wohl die Mehrzahl der Handwerksmeister, eindeutig rechts. So sah er den Machtantritt Hitlers, der zunächst eine scheinbare wirtschaftliche Konsolidierung brachte, eher positiv (S. 55), bis ihn die Judenverfolgung, die Schrecken des Krieges und das Flüchtlingselend nachdenklich machten (S. 56). Er nimmt allerdings auch bei der Schilderung der "Russenzzeit", wie er sie erlebte, kein Blatt vor den Mund (S. 57 f.) und schreckt selbst vor einer bösen Bemerkung über die dogmatischen "Herren der Parteischule" (der SED) nicht zurück, die die eingeborenen Stargarder bei der Vorbereitung der Siebenhundertjahrfeier ins Abseits drängten (S. 64). Wie er sonst zu den politischen Verhältnissen in der DDR stand, bleibt offen. Auch im Gespräch äußerte er sich nicht dazu.

Auf mich wirkte Herr Kaeding eher unpolitisch, als einer, der in seiner Lebensrückschau die Dinge jeweils von der seinerzeitigen persönlichen Warte sah. Doch er offenbarte damit eben Standpunkte, die in der DDR als extrem "reaktionär" galten, und berührte mit seinen kritischen Äußerungen zur "Russenzzeit" und zur Handlungsweise von SED-Parteiinstanzen sogar offizielle Tabuthemen. Das mochte dem Autor gar nicht bewußt geworden sein, aber war unter den politischen Verhältnissen in der DDR zu brisant, um an eine Veröffentlichung dieser Lebenserinnerungen denken zu können. Ich glaube, es Herrn Kaeding noch mitgeteilt zu haben - mit der Versicherung, daß seine Niederschrift auf jeden Fall, und zwar gründlich, für eine handwerksgeschichtliche Darstellung ausgewertet werden würde. Der alte Mann nahm es hin und fragte nicht mehr nach, und ich war ihm dankbar dafür.

Die angekündigte Auswertung erfolgte im Rahmen der Arbeit an der "Mecklenburgischen Volkskunde"<sup>9</sup>, in deren Handwerkskapitel Herr Kaeding als einer der Kronzeugen unter den Gewährsleuten genannt wird<sup>10</sup>. - Als das Buch erschien, war er freilich lange tot. Er starb am 19. Oktober 1964.

<sup>9</sup> Ulrich Bentzien / Siegfried Neumann (Hrsg.): Mecklenburgische Volkskunde. Rostock 1988.

<sup>10</sup> Siegfried Neumann: Handwerker. In: Bentzien / Neumann (wie Anm. 9), S. 169-205, insbesondere S. 190 f.

## Mentalitätsgeschichtliche Aspekte

Wenn ich jetzt - da es möglich geworden ist - die Autobiographie Kaedings in der von ihm für eine Veröffentlichung vorgesehenen Fassung im Ganzen gedruckt vorlege, so natürlich nicht nur, um ein vor langer Zeit gegebenes Versprechen zu erfüllen. Die Schrift ist nach wie vor eine interessante und wichtige Quelle zur mecklenburgischen Handwerksgeschichte, die es verdient, Interessierten zugänglich gemacht zu werden. Sie stellt jedoch zugleich ein einzigartiges Dokument zur Mentalitätsgeschichte der Region dar. Das betrifft nicht nur die bereits angesprochenen Haltungen und Anschauungen Kaedings, die weithin typisch für mecklenburgische Handwerksmeister seiner Zeit gewesen sein dürften, sondern seine Denkwelt überhaupt, die maßgeblich durch die Verhältnisse in Mecklenburg geprägt wurde.

Kaeding gehört zu einer Generation, die noch im Banne der sprachlichen Volksüberlieferung aufwuchs. So waren sein erstes Bildungserlebnis nicht zufällig Märchen, die eine Nachbarstochter erzählte, und die heimische Sagenwelt, mit der ihn der Vater vertraut machte. Als häusliche Lektüre stand sicherlich der obligate Kalender zur Verfügung, aber nach Feierabend las der Vater auch aus den Werken Fritz Reuters vor, dessen mundartliche Erzählkunst schon die Kinder faszinierte (S. 10). Denn zu Hause, in der Werkstatt und im Verkehr mit den meisten Kunden wurde fraglos plattdeutsch gesprochen, so daß die Mundart als allgemeine "Volkssprache" im Lande auch die "Muttersprache" Kaedings war. Die in ihr überlieferten Erzähl- und Glaubensinhalte bestimmten notwendig auch das frühe Weltbild des Jungen, in dem abergläubische Vorstellungen und Hexenfurcht eine nicht unmaßgebliche Rolle spielten (S. 10 f.).

In der Schule wurde dann hochdeutsch gesprochen, aber der vermittelte Lehrstoff, vor allem auf Religion ausgerichtet, war zu dürftig, um den Kindern eine neue geistige Welt zu erschließen (S. 12). Möglicherweise führte die permanente Unterweisung im christlichen Glauben aber nicht nur zu Katechismuswissen, sondern legte den Grund für die mehr als äußerliche Religiosität, die aus vielen Äußerungen Kaedings spricht. Der Versuch in der Lehre, sich nachträglich anzulesen, was die Schule versäumt hatte, war vorrangig von praktischen Erwägungen bestimmt. Dem Stellmacherlehrling wider Willen ging es um Rüstzeug fürs Leben, wenn er daneben auch vorhandene künstlerische Neigungen auszubilden suchte.

Auf der Wanderschaft, die bewußt vorrangig der beruflichen Fortbildung dienen sollte, weitete sich der Blick auch in weltanschaulicher Hinsicht: Der junge Geselle nahm nicht nur das Erlebnis landschaftlicher Schönheit und beeindruckender Architektur jenseits der engeren Heimat in sich auf, sondern versuchte auch, sein Allgemeinwissen in verschiedenen Richtungen zu erweitern, wozu ihm vor allem eine krankheitsbedingte Zwangspause in Berlin Gelegenheit bot, wo er die hier vorhandenen Bildungsmöglichkeiten nutzte (S. 23). Wir erfahren nichts Näheres über seine damalige und spätere Lektüre. Fest steht jedoch, daß er Gedichte gelesen und sich damit beschäftigt haben muß, sonst hätte er selbst keine schreiben können. Aber auch die Bibel scheint er gelesen zu haben, wie ein gelegentlicher Hinweis auf seine Bibelfestigkeit vermuten läßt (S. 56). Vor allem aber war es wohl die Kenntnisnahme anderer Anschauungen im Gespräch, die seinen engen mecklenburgischen Blickwinkel erweiterte.

Der in die Heimat zurückgekehrte Geselle ist jedenfalls nicht mehr nur auf die Region fixiert, sondern national und kaisertreu eingestellt. Er macht Reisen mit dem Flottenverein (S. 21, 31, 33 f.), nimmt am Deutschen Turnfest teil (S. 34), besichtigt - wiewohl selbst vom Militärdienst ausgemustert - die Stätten des Krieges von 1870/71 (S. 35), ist stolz darauf, als Delegierter des Flottenvereins in Begleitung des Kapitäns einen Kreuzer besichtigen zu dürfen (S. 37 f.), und hält zum Sedantag eine patriotische Festrede, als sich kein anderer aus der Stadt dazu bereit findet (S. 39). So stellt er dann zwar bedauernd fest, daß gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges "alles Geschäftsleben lahm" lag, stand jedoch offenbar auch unter dem Einfluß der verbreiteten Kriegseuphorie, in der "alles zu den Fahnen eilte" (S. 42). Das alles war bei ihm sicherlich nicht hurra-patriotisch ausgeprägt, aber stimmte zu seinem politischen Weltbild, dessen Rechtsorientierung - worauf schon hingewiesen wurde - auch die Weimarer Republik überdauerte und bis zum Ende der "Hitlerzeit" reichte.

Kaeding engagierte sich nun allerdings politisch nicht mehr. Seine Interessen verlagerten sich in der Nachkriegszeit eindeutig auf die Führung seines Handwerksbetriebs und auf die Sicherung des Wohlergehens seiner Familie. Die übernommene Inszenierung von Wossidlos "Buern-Hochtiet" blieb eine einmalige Angelegenheit (S. 52), und auch die beruflich motivierten Reisen in dieser Zeit bildeten im Grunde nur noch dankbar genossene Ausnahmesituationen. Geistig fühlte er sich durch den Beruf allerdings nicht ausgelastet.

So zeigt Kaeding denn auch, daß er in der Geographie Bescheid weiß, etwas von Literatur, Musik und Theater versteht, biologische Fachtermini und lateinische Zitate kennt, französisch parlieren kann usw.; und er kann für einen kleinstädtischen Handwerksmeister seiner Zeit sicherlich als recht gebildet gelten. Vieles davon wirkt freilich nur sporadisch aufgegriffen. Orthographie, Grammatik und Syntax seiner Niederschrift zeigen, daß das Plattdeutsche zeitlebens seine Muttersprache war und das Hochdeutsche letztlich etwas Angelerntes blieb. Hier hat er die Schwächen seiner Schulbildung nie ganz überwinden können. Und die fast durchgängig falsche Schreibweise fremdsprachiger Wörter, die anscheinend nach dem Gehör behalten und wiedergegeben sind, weist darauf hin, daß es sich hier natürlich nur um oberflächlich angeeignetes Wissen handelte - wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Aufzeichnung der Lebenserinnerungen in hohem Alter stattfand, manches also auch nicht mehr ganz parat war. Der Hinweis auf die Grenzen der Bildung und des Weltbildes Kaedings soll daher die in seiner Lebenslage ungewöhnliche geistige Regsamkeit nicht herabsetzen.

#### Zu dieser Ausgabe

Ich hatte aus den genannten Gründen erhebliche Skrupel, die Autobiographie buchstabengetreu, gleichsam als authentisches Dokument, zu veröffentlichen. Es wäre einfach nicht im Sinne Kaedings (und seiner Nachkommen) gewesen, seine Niederschrift mit allen Fehlern, altersbedingten Flüchtigkeiten und Brüchen oder Wiederholungen in der Darstellung wiederzugeben. "Vielleicht möten Se dat hier un dor ok noch 'n bäten utfienen", wie er mir beim Abschied ausdrücklich ans Herz legte.

Daher habe ich das Manuskript behutsam für den Druck überarbeitet, das heißt: Schreibfehler verbessert, grammatische Verstöße korrigiert, ausgelassene Wörter eingefügt und unverständliche Sätze durch Umstellung, Ergänzung oder Streichung von Worten verständlich zu machen versucht, ohne in den Duktus des Stils einzugreifen. Nur gelegentlich wurden unmittelbar aufeinander folgende, fast wortgleiche Aussagen sprachlich etwas modifiziert oder in der Wiederholung gekürzt. Und ganz selten habe ich auch einzelne Sätze oder kleine Abschnitte, die zusammenhanglos im Kontext standen, an der betreffenden Stelle herausgenommen und an anderer, passender Stelle wieder eingefügt.

Dadurch wurde es mir möglich, den Text durchgängig durch Zwischenüberschriften, die bei Kaeding nur sporadisch erscheinen, übersichtlich zu gliedern, so daß schon das Inhaltsverzeichnis den Zugang zu speziell interessierenden Abschnitten der Lebenserinnerungen ermöglicht

So hoffe ich, eine Ausgabe vorzulegen, die den dokumentarischen Charakter des Originals bewahrt und die Eigenheiten der Handschrift Kaedings erkennen läßt, aber eingängig lesbar geworden ist. Eigentlich sollten auch einige inhaltlich weiterführende Passus der Chronik, auf die Kaeding mehrfach verweist, in einem Anhang mitgeteilt werden. Das hat sich jedoch leider nicht verwirklichen lassen.

Abschließend danken möchte ich Frau Thea Luth für ihre Eingabe des Manuskripts der Autobiographie in den PC, Herrn Ernst Gay, dem langjährigen Ortschronisten von Burg Stargard, für seine Auskünfte über die Stadt und über seinen Vorgänger, sowie den Herren Gerhard und Günter Kaeding, den Enkeln Paul Friedrich Kaedings, für ihre Anteilnahme am Entstehen dieser Ausgabe. Leider war es beiden nicht möglich, mir ein geeignetes Foto ihres Großvaters für die Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen.

#### Weiterführende Literatur (eine kleine Auswahl)

Böhnisch-Brednich, Brigitte / Rolf Wilhelm Brednich / Helge Gerndt (Hrsg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991.*

Brednich, Rolf Wilhelm: *Zur Anwendung der biographischen Methode in der volkswissenschaftlichen Forschung. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 22, 1979, S. 279-329.*

Brednich, Rolf Wilhelm / Hannjost Lixfeld / Dietz-Rüdiger Moser / Lutz Röhrich (Hrsg.): *Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkswissenschaftlichen Forschung. Freiburg i.Br. 1982.*

Heidrich, Hermann (Hrsg.): *Biographieforschung. Bad Windsheim 1991.*

Lammers, Marie (Hrsg.): *Lebenswege in Ost- und Westdeutschland. Frankfurt am Main 1996.*

Fortsetzung auf S. 80

78.  
 Ein Zimmermann brug seinen Zelleort  
 in der selb. Rosentaxel etc. etc.  
 Jedes Gewerk hatte seine eigene Sprüche  
 wenn der Geselle umhau hielt. Der  
 Lehrling trat vor dem Ausbau u. vor  
 dem Meister. War derselbe nicht anwe-  
 send so nahm er den Handhammer  
 u. klopfte 3x mit kurzen Schlägen auf  
 den Ausbau u. wartete dann auf den  
 Meister. Einzelne Handwerker hatten ihre  
 besonderen Trachten.

Es war früher üblich, bevorher sein  
 Bündel abzulegen. Beim Eintritt in  
 die Werkstatt, ein Hock in der linken  
 Hand, die rechte Hand am Kopfe: Guten  
 Tag, Genick heren, alles was sein Mei-  
 ster mit Gerellen, Tofen (Schlingel)  
 daneben. Der Meister tritt herzu auch  
 Gruss durch Hand am Kopfe legend u.  
 fragend: Fremder Hellmacher? Der Geselle  
 antwortend: Fremder Hellmacher [oder  
 anderer Beruf] Der Meister fraght: Was  
 für ein Landsmann? Der Geselle antwortet:  
 Mecklenburger o.a. Der Meister fraght: Ist  
 lange auf der Reise? Der Geselle: Woher.  
 Der Meister fraght weiter: Wo zuletzt ge-  
 beitet? Der Geselle antwortet: Wo? - Der  
 Meister: Haben Sie Papiere? Der Geselle zeigt  
 sie. - Ist alles in Ordnung, so gibt der Mei-  
 ster ein Geschenk: 1-5 Groschen. Der Geselle  
 dankt mit den Worten: Gott segne Meister  
 u. Frau Meistern. Ist ein Geselle in der

Werkstatt, so wendet sich der Jüngerste  
amran diesem wegen einer kl. Reise,  
großem. -

Tritt ein Geselle in des Herberers ein,  
so geht er an den Tisch in des Gaststube,  
klopft 3x mit dem Säumenknüttel  
auf die Tischplatte u. spricht: Leros  
Kameraden! Darauf der Andere: Leros  
Kollige. - Will er Nachtquartier nehmen,  
so fragt ihn der Herbergswater: Bist  
du brönnfoci? (Laurefrei) dann bekommt  
er ein Bett zugewiesen. Muß aber ohne  
Hemd ins Bett. - Ist er aber nicht rein,  
so muß er auf des Bank übernachten.  
u. kostet d. B. 1 Bett; 0,25 - 1,00 u. Hat  
jemand kein Geld für Übernachtung, so  
mußte er es am nächsten Morgen ab-  
arbeiten. Meistens bis 10 oder 12 Uhr. -  
War dem Kunden (Gesellen) das Geld ausgegan-  
gen, so ging er aus "Abklopfen". Meistens  
in einem Dorf. Meistens waren "Zinken"  
am Eingang des Dorfes, am Saunspahl, Haus-  
seite oder an einer sichtbaren Stelle vor-  
handen. Zeichen die mancherlei bezogten  
z. B. Vorsicht Polizei, oder hier gibt's Eisen.  
Meistens zu Einsam wurde, abgeklopft.  
Jeder nahm eine Seite. "Mitkassieren"  
oder Butterbrot war gestattet nur  
kein Geld. Wer drei Mal von der Polizei  
beim Betteln abgefaßt wurde, bekam  
Freiquartier im Gefängnis.

- Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatbestände, Situationen, Funktionen. In: Zeitschrift für Volkskunde 74, 1978, S. 198-215.
- Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt am Main / New York 1983.
- Neumann, Bernd: Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie. Frankfurt am Main 1970.
- Neumann, Siegfried: Arbeitserinnerungen als Erzählinhalt. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 12, 1966, S. 177-190.
- Voges, Wolfgang: Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen 1987.
- Zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Protokolle von Zeitzeugen aus Schwerin 1945-1952. Erarbeitet und zusammengestellt von Jürgen Borchardt und Brigitte Konieczny. Schwerin 1995.

Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. Tatb  
 Situationen, Funktionen. In: Zeitschrift für Volkskunde 74, 197  
 215.

Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Auto  
 Untersuchungen. Frankfurt am Main / New York 1983.

Neumann, Bernd: Identität und Rollenzwang. Zur T  
 biographie. Frankfurt am Main 1970.

Neumann, Siegfried: Arbeiterinnerungen als Erzähl  
 Jahrbuch für Volkskunde 12, 1966, S. 177-190.

Voges, Wolfgang: Methoden der Biographie-  
 Opladen 1987.

Zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Pro  
 Schwerin 1945-1952. Erarbeitet und  
 Borchardt und Brigitte Konieczny. Sch  
 zeugen aus  
 von Jürgen

